

# Schloß Stufen.

Romanhafte Erzählung aus der Schwäbischen Vorzeit.

Von

A. von Wolkenstein.

Stuttgart

Verlag von Arthur Schott.

1886.

# Schloß Stufen.

Romanische Erzählung aus der Schwäbischen Vorzeit.

Von

A. von Volkenstein.

899



Stuttgart.

Druck und Verlag von Arthur Schott.

1886.

270/74

## Vorwort.

Die Berge der Schwäbischen Alb sind von einem so reichen Zauber romantischer Erinnerungen umwoben, daß uns gleichsam jeder Stein, wenn wir ihn fragen, eine Geschichte dieser Art erzählen kann. An jeden Bergesgipfel, Thalgrund oder Felsenvorsprung und überhaupt an jede besondere Stelle knüpfen sich Erinnerungen aus der Vergangenheit.

Wohl der kahlfte und ödste von allen Gipfeln der Alb ist der Stufen bei Gmünd, der unholde Nachbar des frommen freundlichen Rechbergs und des ernst gedankenvollen Hohenstaufens. „Dieses grünende Steingerippe mitten in einer blühenden Landschaft“ fiel einmal einem Reisenden aus Norden so sehr auf, daß er nach freier Phantasie eine Geschichte darüber schrieb, so wie man sich das todtenähnliche Aussehen des Berges in romantischer Weise etwa erklären könnte.

Diesem Vorgang verdankt die vorliegende Erzählung ihren Ursprung. Sie ist nur eine Nachbildung jener ersten Geschichte, welche über den Stufen veröffentlicht wurde, doch von ganz selbständiger Art und wesentlich veränderter Gestalt. Da somit das freieromantische Thema der Erzählung ohne weitere Wahl schon gegeben war, so ist etwas Geschichtliches in ihrem Inhalt nicht zu suchen, ausgenommen natürlich die allgemeinen geschichtlichen Begebenheiten und Charakterzüge der Zeit, wovon sie ein Bild geben will.

Doch auf der Alb kam, wie gesagt, jeder Stein erzählen und auch die öden Steinwände des Stufen sind von der Vorzeit nicht so ganz leblos, daß nicht doch auch ein spezieller geschichtlicher Anknüpfungspunkt für eine Erzählung da wäre. Eine Ritterburg dieses Namens hat es in der That gegeben, nur ihre Lage ist wenig bekannt, wird sich aber am Schluß der Erzählung aufhellen. Auch finden sich Dentzeichen der Vergangenheit gerade um den Stufen herum in Menge, welche, so viel es anging, bei der Erzählung benutzt wurden.

Wenn Du aber, lieber Leser, einmal Stufens steile

Höhe erklimmt und der wunderherrlichen Aussicht seines Gipfels Dich erfreust, dann gedenke mit Liebe auch der freundlich ernsten Gestalten der Vorzeit, welche die Geschichte vom edlen tapfern Stufenritter und seiner unglücklichen Liebe Dir vor Augen führen will. Denke nicht klein im Anblick dieser Größe der Natur, hafte nicht am Besonderen, Zufälligen, was Personen und Dinge betrifft, sondern erfasse den tiefen Sinn von Göthe's Dichternworten:

Das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne,  
Was ich nach ihm gebildet, das wird bleiben . . .  
Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,  
Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind.

(Tasso, II., 1.)

In diesem Sinn hofft auch die bescheidene Geschichte von dem armen, verlassenen Stufen, so unvollkommen sie im Drang von Verhältnissen auch anstiel, doch vielleicht einen freundlichen Leserkreis zu finden und eine mitleidige Liebe für den vertrauerten verödeten Berg zu erwecken, dem eine eigenartige Anziehungskraft nicht ganz abzusprechen ist.

Der Verfasser.

## I. Kapitel.

### Der Stufenritter.

Staufens kahles Bergeshaupt erhebt sich als der höchste der drei prachtvollen Drillingeberge, Staufeu, Rechberg, Stufen, welche im Herzen des Schwabenlandes, zwischen den Flüssen Rems und Jils, so wunderbar kühn und romantisch zum Himmel sich empor schwingen und wie drei geharnischte Helden der Vorzeit die bunte Menge der lieblich mit Grün bekleideten Vorberge überragen. Aber zerfallen und verschwunden sind heute die stolzen Schlösser, welche einst das Land beherrschend auf diesen Bergen thronten, und die Berge selbst, ihrer Kronen beraubt und des Waldmantels verlustig, der sie einst umschmückte, schauen jetzt klagend und öde in die blühende Landschaft hernieder. Nur der mittlere, der Rechberg, (etymologisch abzuleiten: Felsenberg), dessen höchsten Gipfel das Wallfahrtskirchlein krönt, hat diese Krone nicht verloren und zeigt uns in einem wundervollen Bilde die Erhabenheit und Unvergänglichkeit der Kirche, des ewigen Reichs Christi, mitten in allem Wechsel und aller Zerstörung des Irdischen und Wandelbaren. Aber seines weltlichen Schlosses ist auch der Rechberg durch den Blitzstrahl des Himmels beraubt worden und daneben erhebt der Hohenstaufen sein schmuckberaubtes trauerndes Haupt, das einst die mächtigste und glänzendste aller Kaiserkronen trug, das großartigste Gegenbild zum Kirchlein des Rechbergs. Vom Stufen endlich weiß man gar nichts mehr, er ist der höchste und größte, aber auch der jammervollste und verödetste der drei Bergesgipfel, keine Sage noch Geschichte schmückt ihn, kein Lied, kein Buch erzählt von ihm, „versunken und vergessen“, wie von „Sängers Fluch“ getroffen, ist seine Vergangenheit und nur ein grauer Felsenriese, der aus der benachbarten Lannhalde hervorlugt, hält getreulich Wacht, immerdar die öde Stufenwand anschauend, wie in der versteinerten Erinnerung an vergangene Herrlichkeit.

Jedoch hat der verwüstete, vertrauerte Berg in der neueren Zeit auch Freunde gefunden, welche sich seiner annehmen, ja sogar Doktoren, die ihn von seiner todesähnlichen Erstarrung kurren und wieder mit frischem Waldesgrün beleben wollen. Der erste dieser Freunde war ein fremder Schriftkundiger, der zufällig vor mehreren Jahren durch diese Gebirge reiste und dem das „grinsende Steingerippe des Stufen mitten in blühender Landschaft“ sehr auffallend und merkwürdig vorkam. Er forschte sofort nach irgend einer alten Kunde und will auch

richtig „aus den Pfaritraditionen von Hohenrechberg“ eine alte Geschichte ermittelt haben, die sich an den Stuißen knüpft. Vielleicht hat er als Schriftkundiger mehr noch aus den altersgraunen Schriftzeichen herausgebracht, die ihm der Tamnhaldenfelßen zu lesen gab, oder haben es ihm die zahllosen Versteinerungen, die am Stuißen herumlagern, in ihrem Schlasse erzählt, als sie vom früheren Leben träumten — kurz, dieser fremde Gelehrte brachte die erste Kunde von Stuißens einstiger Herrlichkeit an's Tageslicht und auf Grund von dessen Ermittlungen stellte sich, ereignisreich und inhaltlich schwer, eine ganze Geschichte heraus, die auf diesen vereinsamten, verdödeten Höhen einst sich zutrug. Die glücklich ermittelten Begebenheiten vom „Stuißenschloß mit Thürmen und Zinnen“, wie unser Gewährsmann sich ausdrückt, sind in folgender Erzählung, neu bearbeitet, zusammengestellt.

Einst herrschte auf des Stuißens Höhen — es war noch im Jahr 1189 — ein reiches und mächtiges Grafengeschlecht, gerade zur Zeit, als auch der gewaltigste der Staufenkaiser, Friedrich der Rothbart, auf dem benachbarten Hohenstaufen seinen Sitz hatte. Ein edler alter Herr, Graf Ulrich von Stuißen, war das Oberhaupt des erlauchten Hauses, das seinen Ursprung noch von den alten Allemannenkönigen herleitete, die einst mit den Römern kämpften und von denen uns der römische Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus erzählt. Auch hatten die Vorfahren derer von Stuißen bei der berühmten Schlacht im Christenthal, die später zwischen Christen und Heiden entbrannte, ruhmvollst mitgekämpft und sich zum Lohn für ihre Tapferkeit den erblichen Besitz des blutigen Schlachtfeldes, so wie der angrenzenden Thäler und Höhen erworben. Graf Ulrich, mit dem unsere Geschichte beginnt, hätte aber von seinen fünf Söhnen nur mehr einen, den jüngsten übrig, welcher dem Kaiser zu Ehren den Namen Friedrich trug und den der alte Herr aufs Zärtlichste liebte und hütete; denn alle seine andern Söhne waren ihm im Kampfe für den Kaiser in Italien gefallen und auf diesem einzigen beruhte noch die ganze Hoffnung seines Hauses. Auch die treue Hausfrau war ihm schon seit langen Jahren durch den Tod entrisßen.

Graf Ulrich von Stuißen war ein hoher Greis mit schneeweißem Haupt und Barthaar, dem man, von Alter gebeugt, freilich nicht mehr ansah, wie er einst, in der Fülle seiner Kraft stehend, schon unter Kaiser Konrad III. gekämpft und Weinsberg hatte erobern helfen, oder welche wichtigen Streiche, echte Schwabentreiche, sein Heldennam im heiligen Lande geführt, wohin er in treuer Lehenspflicht demselben Konrad nachgefolgt war.

Seinen über Alles geliebten Sohn Friedrich, einen glänzenden jungen Rittersmann, wollte aber der alte Graf um keinen Preis ins Feld ziehen lassen. „Das Haus der Stuißen“, pflegte er zu ihm zu sagen, „hat schon genug für Kaiser und Reich geblüht. Dir liegt vor Allem eine andere Pflicht ob: Du sollst unser altes und ruhmvolles Geschlecht erhalten und ein Ehegemahl heimführen! Das wäre noch die größte Freude meines Alters, ehe ich zu Grab gehe, und diese Hoffnung, mein heißgeliebter Fritz, mußt Du mir noch erfüllen!“ Und es schien auch wirklich, als ob der Lieblingswunsch des edlen alten Herrn bald in Erfüllung gehen sollte; denn der junge Ritter hatte schon von früher Jugend an eine zärtliche Neigung zu der schönen blonden Bertha von Hohenstaufen, der Tochter Herzog Friedrich's und Enkelin Kaiser Rothbarts, mit der er aufgewachsen war, als er noch als blutjunger Edelknaube am Hohenstauffischen Kaiserhofe diente. Wie aber die kleine Bertha zur wunderholden Jungfrau erwuchs und Friedrich von Stuißen ein stattlicher Ritter wurde, da merkten die beiden Väter wohl, daß die Neigung der Kinder sich in Liebe verwandelte und mit höher Freude eilte der alte Stuißengraf auf den Hohenstaufen hinüber, um nach altdeutscher Sitte für den geliebten Sohn um die Hand des schönen Burgfräuleins zu werben. Mit nicht geringerer Freude gab auch der Herzog seine Einwilligung zur Verbindung seiner Tochter mit dem Sohn eines Mannes, der als einer der treuesten Freunde und mächtigsten Stützen dem Staufischen Kaiserhaus so überaus große Dienste geleistet hatte.

Schon demnächst sollte also die Hochzeit in der Kirche zu Hohenstaufen stattfinden. Es ist dies dieselbe alte Kirche, an deren innerer Wand noch heute die alte Inschrift zu lesen, daß „der großmächtigste Kaiser wohlbekannt, Fredericus Barbarossa genannt“, selbst sie einst besuchte:

„Wahrlich in diese Kirch' ist gengen  
 Ohn' allen Stolz, noch Pracht und Prangen:  
 Amor honorum, terror malorum.“  
 (Die Liebe der Guten, der Schrecken der Bösen.)

Hier sollten also auch Friedrich von Stuißen und Bertha von Hohenstaufen vor den Altar treten und man wartete nur noch auf die bevorstehende Ankunft des Kaisers, die er für die nächste Zeit, von seinen Feldzügen und Reichsgeschäften heimkehrend, in bestimmteste Aussicht gestellt hatte. Der kaiserliche Gebieter freute sich selbst auch nicht wenig über diese Hochzeit, die seinem Thron wieder eine neue Stütze zu geben versprach und auf Hohenstaufen, auf Stuißen, auf Rechberg, wie überhaupt in allen Burgen und Städten ringsumher herrschte die größte Begeisterung, daß der hochberühmte Monarch

wieder einmal die schwäbische Heimath mit seinem Besuch beehren und eine so schöne Hochzeit mit seiner hohen Gegenwart verherrlichen wollte.

So schien Alles aufs Beste und Freudigste sich zu fügen; aber finsternes Unheil lauerte im Verborgenen. Es traten die Weltereignisse dazwischen und dadurch bekam die Macht der Finsterniß Gelegenheit, einen teuflischen Plan gegen das Glück der Liebenden zur Ausführung zu bringen.

Zu dieser Zeit erscholl plötzlich die Schreckenskunde durch die Christenheit, daß das heilige Grab zu Jerusalem wieder in die Hände der Ungläubigen gefallen sei, nachdem es die christlichen Heerschaaren unter Gottfried v. Bouillon, 90 Jahre zuvor, unter so unbeschreiblichen Mühen und Kämpfen in Besitz gebracht hatten. Es wirkte aber diese Trauernachricht zu jener Helldenzeit wie Donnerruf und Kriegstrompetenklang, jeden tapfern Mann zum Kampf für das Höchste aufrufend und vor allen andern den großen Barbarossa, des heiligen römischen Reiches allgebietender Kaiser, auf welchen Aller Blicke sich richteten. Für einen christlichen Ritter und Herrscher, wie dieser einer war, gab es da natürlich kein langes Bedenken, der Kreuzzug gegen die Ungläubigen wurde sofort beschlossene Sache und aus allen Gauen des Reichs sammelten sich die Ritter und Mannen um den hochberühmten Herrscher und obersten Kriegshelben Deutschlands, „den Schrecken der Bösen und die Liebe der Guten“, um unter seinem Oberbefehl, wo es ja nicht fehlen konnte, zur Befreiung des heiligen Landes und Grabes gegen die wilden Horden der Heiden ins Feld zu ziehen. Zu Gottes Ehre und Preis, zu des Reiches Ruhm und zu der eigenen Seele Heil wollte der edle alte Kaiser nach so vielen ruhmvollen Kämpfen seine Helddenlaufbahn beschließen. Auch in der Staufens- und Staufengegend erwachte natürlich die allgemeine Begeisterung nicht am wenigsten. Auf allen Burgen rings umher wappneten sich die Ritter und sammelten sich tapfere Streiter zum heiligen Kampf.

Nur der alte Staufengraf wollte seinen Ruhm dürstenden jüngsten und einzigen Sohn, der ihm noch geblieben war, wiederum nicht fortlassen. Galt es ja doch gerade den allerblutigsten Streit und den noch todtbringenderen Heereszug ins ferne Morgenland, wo immer so viele Tausende dem Klima, dem Sonnenbrand, dem Verrath und den schrecklichsten Strapazen erlagen, ehe sie das heilige Land noch sehen durften! Der alte Graf, ein so guter Christ und tapferer Held er auch war, hielt doch unverbrüchlich streng

an der nothwendig auferlegten Familienpflicht fest, welche kein weiteres Opfer mehr gestattete, nachdem schon vier Söhne gefallen, und dafür hatte er auch die volle Billigung des Kaisers, sowie die Geseze des Reichs und der Ritterschre auf seiner Seite. Denn so heilig der Kampf auch war, so stand es in diesem Fall doch durch weise Geseze vorgezeichnet, daß ein so hochbedeutendes Grafengeschlecht, wie das der Staufer, eine der stärksten Stützen des Reichs, nicht unnöthig und eigenwillig dem drohenden Untergang ausgesetzt werden durfte. Sammelten sich ja doch über und über genug der Heldenschaaren unter des Rothbarts glänzenden Bannern und konnte daher der einzige noch übrig gebliebene von den fünf jungen Stauferkittern für diesmal recht wohl aus dem Spiel bleiben.

Die väterliche und kaiserliche Anordnung war aber freilich nicht ganz nach dem Sinn des jungen Ritters. Er kam sich fast wie ein ehrloser Wicht vor, daß er allein zurückbleiben und gar noch hochzeiten sollte, während alle die tapferen Streiter, namentlich seine Jugendgefährten aus den umliegenden Burgen, ihr Blut und ihr Leben im heiligen Kampf dahinzugeben sich aufmachten und in's ferne Morgenland dahinzogen. Mußte er nicht sogar vor der geliebten Braut wie ein elender Feigling erscheinen, konnte er des hohen Fräuleins, des Herzogs von Schwaben Tochter, würdig sein, so ganz ohne Helddenthaten und Ritterschre? Er glaubte, sogar die Dorfmadchen von Wisgoldingen, deren Brüder unter den Bannern derer von Rechberg und Staufened ins Feld zogen, würden ihm nachschauen und ihn auslachen, wenn er sich sehen ließe, und die unartigen Dorfbuben ihm Steine nachwerfen, wenn er, vom Kampfe hinweg, sich zur Hochzeit auf den Staufern hinüberstellen wollte. Es schien ihm fast zuviel, dem jungen Ritter vom Staufer, was der gute alte Vater ihm zumuthete und auch des Kaisers Majestät ihm auferlegte.

Der arme Stauferkitter! in seiner Brust tobte ein wilder Kampf zwischen Sohnespflicht und Ritterschre. In dieser Noth faßte er den guten Entschluß, seinen Beichtvater, den altherwürdigen Einsiedler, der auf dem nahen Bernhardusberg wohnte, um Rath zu befragen. Er machte sich also an einem schönen Frühlingstag früh morgens auf den Weg, ganz allein und zu Fuß die herrlichen Buchenwälder durchwandernd, die heute noch auf dem Höhenrücken bis zur Stirne des Berges sich hinziehen. Dort betrat der junge Ritter eine hochgeweihte Stätte, als er aus den Waldbhallen hervortrat und auf die Einsiedelei neben dem Gnaden-

kirchlein hinzuschritt: denn hier war es, wo noch vor etwa 30 Jahren der große heilige Bernhardus vor der Volksmenge gepredigt und zahlreiche Kranke geheilt hatte, als er auf seiner berühmten Reise nach Deutschland auch in diese Gegend kam. Auf dieser außerordentlichen Heils- und Wunderstätte hatte man zum ewigen Andenken die Kirche gebaut und hier hatte auch der ehrwürdige Klausner, ein Schüler und Ordensbruder des Heiligen, seinen gottgeweihten Wohnsitz genommen, der ganzen Umgegend zum Heil und zum Segen. Bei dem dankbaren Volk ringsumher, das ihn weit und breit wie einen Heiligen verehrte, hieß der edle Greis auch nur „der gute Vater Bernhard“; denn man erachtete seine Worte und Lehren für gerade so gut, als ob der heilige Bernhardus mit eigenen Worten durch den Mund seines Dieners gesprochen hätte. Er selbst nannte sich freilich aus Demuth nur Bernhardinus, „kleiner Bernhard“, welches auch sein rechtmäßiger Ordensname war; aber die Leute nahmen das nicht ganz so genau, sie nannten auch ihre Kinder, dem großen heiligen Bernhardus zu Ehren, ganz allgemein Bernhard und Bernhardine, wenn sie das besondere Glück hatten, daß der Einsiedler vom Bernhardsberg bei ihnen Pathe stand, wie denn auch bis auf die heutige Zeit dieser große Name unter dem katholischen Volk der Umgegend in weitester Verbreitung sich vererbt hat. In seinem Neuftern war Vater Bernhardinus, obwohl uralte und wohl schon über die Neunzig hinaus, doch noch ganz aufrecht bei Kräften und von klarstem Geiste, eine hohe überragende Gestalt, wie man auch allgemein glaubte, von höchster ritterlicher Herkunft, dabei aber ganz voll Freundlichkeit und Bescheidenheit, auch dem Geringsten ein dienender Freund und wohlmeinender herzlich Berather. Heutzutage würde ein solcher Mann freilich kaum noch eine Stätte finden und es wäre leicht möglich, daß er als Mitglied einer „staatlich“ nicht anerkannten, ja „staatsgefährlichen“ Ordensverbindung, „die außerdeutschen Oberen gehorcht“, von Reichs- und Staatswegen sogar mit Gensdarmen hinwegtransportirt würde; aber damals waren noch andere Zeiten, Hoch und Nieder hatte noch den alten deutschen Grad sinn, das einfache natürliche Urtheil, wie die alten Deutschen, und selbst der schauderhafteste Raubritter hätte sich nicht verwoagen, an gottgeweihte Personen Hand anzulegen. Man kann sich also wohl vorstellen, mit welcher Ehrerbietung der junge edle Ritter von Sturzen bei Vater Bernhard grüßend eintrat und nach freudig überraschtem herzlichem Gegengruß seinen Rathschlägen lauschte.

Als nun der Einsiedler den schwierigen Fall vernommen hatte, erhob er sich, richtete die Blicke eine kurze Weile betend zum Himmel und sprach sodann mit feierlicher Stimme:

„Zieh nicht in den Krieg, mein Sohn, folge dem Gebote Deines Vaters und Deines Kaisers und erkämpfe den weit höheren Sieg über Deinen Stolz, Deinen Eigenwillen, als der Sieg auf dem Schlachtfeld wäre! aber auch das noch wisse: Dir droht in den Kämpfen des Morgenlandes ein unvergleichbar furchtbarer Feind, als selbst des gewaltigsten Heidenritters Schwert! Wenn Du aber dennoch in Dein Verhängniß ziehen solltest, dann gedenke meiner Worte in der Stunde des Schreckens! Gottes Vaterauge begleite Dich auf allen Deinen Wegen!“

Nach diesen feierlichen Worten, die ihren Eindruck nicht verfehlten, setzte sich der Klausner und auch der junge Graf, der tief erschüttert auf die Knie gesunken war und betete, erhob sich auf den freundlichen Zuspruch des Greises und nahm neben ihm Platz, um noch eine Weile in der traulichen Klausur zu verweilen und das Nähere zu besprechen, was nun zu thun wäre. Es verstand sich dabei von selbst, daß von den unbotmäßigen Absichten des jungen Ritters nicht weiter die Rede war, er hatte sie auch völlig vergessen und lachte jetzt selbst über die thörichten Einbildungen, die ihn dazu verleitet hatten. Als nun Vater Bernhard erfuhr, daß sein junger Freund aus lauter Zagheit und Verschämtheit gar nicht mehr nach der herzoglichen Braut gesehen habe, um ihr nicht als „Feigling“, wie er glaubte, unter die Augen treten zu müssen, da sagte er lächelnd: „so eilet doch, Graf Sturzen! eilet so schnell wie möglich, vielleicht heute noch, zur holden Braut nach Hohenstaufen hinüber, sie zu besuchen und zu trösten in dieser schweren Kriegszeit! Das ist jetzt Eure dringendste Pflicht. Wie wird das arme Fräulein um Euch geweint und sich abgehärmt haben, da Ihr nicht mehr zu sehen waret. Eilet also und Gott behüte Euch auf dem sichern Wege des Gehorsams und der Demuth, den Ihr als christlicher Ritter ohne alle Menschenrücksicht einschlagen wolle!“ Das ließ sich der junge Ritter nicht zweimal sagen. Er verabschiedete sich mit tiefgefühlten Dankworten von dem ehrwürdigen Greis, und eilte Hohenstaufen zu, wo das holdselige Burgfräulein seiner wartete.

Dem jungen Ritter lachte das Herz. Es war ihm vor seinem geistigen Auge auf einmal hell geworden und er er-

kannte die Irrwege, auf die er durch Stolz und Ruhmgier sich hatte verlocken lassen. Wie thöricht und verächtlich erschien ihm jetzt die falsche Ehre und Eitelkeit der Welt, die ihn, als tapferen Ritter, gerade im Gegentheil bis zu der jämmerlichen Feigheit erniedrigt hatte, daß er sich sogar durch das Gelächter der Dorfmädchen und die Unarten der Gassenbuben erschrecken ließ! „Nein,“ sagte er bei sich, „mit dem Kreuz Christi läßt sich nicht spielen,“ und eine tiefe innere Stimme erinnerte ihn: „es wäre Dein Verderben, letzter der Stuisen, es würde Dich zerschmettern, wenn Du es versuchtest!“ Wohl mochte es für die Andern heißen: „Gott will es“ (wie dies der allgemeine Ruf der Kreuzfahrer war), für ihn aber, das fühlte er tief und erkannte er klar, war es der Wille Gottes nicht. Was hatte er auch für Gründe, in den Kampf zu ziehen, außer dem leeren Ruhm? Keine. Und wie sollte er sich mit Gewalt anmaßen wollen, das Kreuz zu nehmen, nachdem ihm der Vater, der Kaiser und Gott selbst durch den Mund seines Dieners auf einen andern Weg hingewiesen hatten? Und der Weg des Gehorsams, war er nicht auch der geradeste, schönste, ruhmvollste und des Ritters, der für Christum ficht, einzig würdige und pflichtmäßige? Wie viel höher und herrlicher erschien ihm der Sieg über den Hochmuth, den alten Drachen im Innern, als über noch so viele äußere Feinde! „Ja, demüthige Dich, letzter von Stuisen,“ sagte ihm wieder die innere Stimme, zerschmettere den Drachen in Deiner Seele, auf daß Glück und Segen Dir blühe und Deinem Haus, bis in fernste Zeiten!“ Ja, es war keine Frage mehr für den Ritter von Stuisen, und Glück und Freude erfüllte sein Herz bei diesen Gedanken, die wie Himmelsstrahlen seine Seele erleuchteten, als er so im Frühlingsglanz durch die grünen herrlichen Hallen des Bernharduswaldes dahinschritt. Und wie leicht hatte der liebe Gott dem glücklichen Ritter seinen Sieg gemacht! Auch das erkannte er klar in dieser glücklichen und geweihten Stunde. Hatte er ja doch von dem Diener Gottes selbst den Auftrag bekommen, dem holdesten und schönsten Edelfräulein der Welt, Kaiser Rothbarts Enkeltochter, entgegenzueilen! Wie fühlte sich da der junge Stuisenritter über alle Maßen glücklich in diesem Augenblick! es läßt sich nicht beschreiben. Hundegebell und Jägerruf weckten ihn plötzlich aus diesen Träumen. Aus den Gebüsch trat ein Rittersmann in der prachtvollen Jägerkleidung jener Zeiten, es war Hans von Ravenstein, ein alter Jugendkamerad Friedrichs

von Stuisen, noch von Hohenstaufen her. Doch in diesem Augenblicke fühlte Friedrich keine Freude bei dem überraschenden Zusammentreffen, es hatte eher etwas Widerwärtiges, was ihn beklommen machte, wie kalter Frost, in Frühlingsträume fallend. „Galloh! Was Frit, Du auch hier?“ lachte der Jäger überrascht, und dann hinzutretend und die Hand reichend; ei, woher denn und wohin so eilig? ich glaubte, Du seiest sonst nirgends als in Hohenstaufen zu finden. Ha, ha, ha. Setzt steckst Du da im Walde, und ohne Armbrust und Jagdspieß, wie ich sehe! Bist vielleicht Dichter worden und dichtetst Minnelieder? Ha, ha, ha.“ Für Friedrich war diese lustige und etwas spöttische Jägeranrede natürlich nicht wenig belästigend, er antwortete aber fest und frei: „Ja wohl! Du hast es richtig getroffen. Ich befinde mich gerade in höchster Eile auf dem Weg nach Hohenstaufen und dichte Minnelieder. Leb' wohl, Glück auf zur Jagd!“ und damit schritt er weiter, den verdutzten Hans einfach stehen lassend. Doch dieser faßte sich schnell und rief mit beißendem Spott ihm nach: „Gehst nicht mit zum Kreuzzug, nicht wahr?“ „Nein,“ war die feste Antwort und Friedrich von Stuisen verfolgte seinen Weg weiter. Hinter sich vernahm er noch das rohe Hohngelächter des Ravensteiners.

Der Zwischenfall mit dem Jäger brachte in Friedrichs glücklicher und zufriedener Gedankenwelt eine äußerst widerwärtige Störung hervor. Der Kampf „gegen den Drachen“, den er sich vorgenommen, erschien ihm jetzt doch nicht mehr so leicht. Aber er erkannte, daß er durch solch elende Neckereien und Stichelreden, seien ihrer auch noch so viele zu erwarten, doch in keinem Fall sich beeirren lassen dürfe, und nahm sich vor, den geweihten Weg des christlichen Gehorsams ganz ruhig weiter zu ziehen, des Spottes zu spotten und sich immerzu den blanken Ritterschild des reinen Gewissens mit Pfeilen dieser Art voll spicken zu lassen. So kam er wieder ganz vergnügt in's väterliche Schloß zurück und kündigte mit strahlenden Augen dem hocherfreuten Vater die feste und herzliche Uebereinstimmung mit seinen Wünschen an, wozu ihm der heilige Mann auf dem Bernhardusberg verholpen hatte.

Des Mittags aber bestieg der Ritter seinen feurigen Renner und galoppierte fliegenden Laufs nach Hohenstaufen hinüber. Schon längere Zeit vorher hatte der Knappe auf dem höchsten Thurm der Stuisenburg eine Fahne von bestimmter Form und Farbe aufgepflanzt, das gewöhnliche Zeichen des nahenden Besuchs, das man auf Hohenstaufen gar wohl kannte.



## II. Kapitel.

## Die Hohenstaufen.

Es war ein merkwürdiger Abstand zwischen den beiden Besuchen, die der junge Staufennitter an diesem Tage ausführte: zuerst bei dem althehrwürdigen Einsiedlergreis auf dem Bernhardusberg und dann bei dem wunderschönen, jugendstrahlenden Burgfräulein von Hohenstaufen! Ebenso wechselt auch der Schauplatz unserer Erzählung und wir müssen jetzt, dem Ritter vorauseilend, aus dem grünen stillen Bernharduswald in das großartige, glanzvolle Kaiserhloß auf Hohenstaufen eintreten, um zu sehen, was mittlerweile Fräulein Bertha machte und wie sie wegen des heißgeliebten Staufennitters in Sorge und Erwartung schwebte.

Der erlauchte Vater des Fräuleins, Herzog Friedrich von Schwaben, einer der edelsten Staufennöhne, von denen die Geschichte erzählt, hatte zu dieser Zeit das Schloß seiner Väter bereits verlassen, um dem kaiserlichen Vater, Friedrich dem Rothbart, bei den Vorbereitungen für den gewaltigen Heereszug zur Seite zu stehen. Er sollte die Stammburg und die Seinigen auf dieser Erde nimmer wiedersehen, denn im heißen und mörderischen Morgenlande fand er, wie die Meisten des Heeres, das Grab. Vor dem bitteren und ahnungsschweren Abschied von seinen Lieben hatte aber der Herzog noch zu der weinenden Tochter gesagt: „Bertha, mein geliebtes Kind, Dich übergebe ich des besten und tapfersten Ritters schirmender Hand. Friedrich von Staufen, Dein Herzallerliebster, wird auf des Kaisers Anordnung im Lande bleiben und sein treuer und starker Arm wird an meiner Stelle die Obhut über die Meinigen und die Stammburg übernehmen und Recht, Ordnung und Landfriede wahren. Verschiebet nicht länger den Bund Eurer Seelen vor Gottes Altar! Werde ihm ein frommes, treues und liebes Ehegemahl, erhele die Trauer des edlen Hauses der Staufen und betrübe nicht den Heldensinn des Ritters durch das leiseste unbedachte Wörtlein, weil es ihm nicht vergönnt ist, dem Heereszug zu folgen, wohin nur allzu feuriger Rittersinn das jugendliche Herz verleiten möchte! Bedenke wohl, meine Tochter, was ich Dir sage und vergiß nicht das letzte Wort Deines scheidenden Vaters!“

Bei diesen Worten jubelte des Fräuleins Herz mitten im tiefsten Schmerze des Abschieds. Unter Strömen heißer Thränen fiel es dem vielgeliebten Vater um den Hals und versprach ihm hoch und theuer, seine letzten Worte gar inniglich

zu bewahren und heilig zu achten und dem edlen lieben Staufennitter eine recht liebevolle, treue, sorgsame und gottesfürchtige Gemahlin werden zu wollen. Noch einen letzten Kuß der schmerzensbleichen Gemahlin, der laut schluchzenden Tochter! dann schwang sich der Held auf sein ungeduldig scharendes Streitroß und hinunter ging es den Berg — auf Nimmerwiederkehr.

Es wurde jetzt still und einsam auf Staufens herrlichem Kaiserhloß. Immer und immer wollte der junge Staufennitter, so heiß er auch ersehnt war, sich nicht blicken lassen und vergeblich schaute die holde Bertha von Staufens hoher Warte nach Sonnenaufgang hinüber, ob nicht endlich, endlich auf den trauernden Zinnen der Staufenburg die feurige, rothglühende Fahne aufblühte, welche das Kommen des Geliebten anzukündigen pflegte. Kummer und Gram erfaßten des Fräuleins Herz und der Versucher säumte nicht, auch einen bittern Tropfen gekränkten Stolzes in die schmerzgefüllte Seele der Staufentochter hineinzuträufeln. So verrannen die Tage in trübem Gram, in bangem Hoffen und Fürchten, das roßige Fräulein welkte mit dem aufblühenden Frühling sichtlich dahin und die trügerischen Schleier jugendlicher Einbildung überzogen mit ihrem Spinnengewebe gerade so die Seele der edlen hohenstaufischen Jungfrau, wie sie auch den jungen Ritter von Staufen in ihrem trübem Banne gefangen hielten. Aber dieser Bann sollte jetzt gebrochen werden, der gute heilige Klausner vom Bernharduswalde hatte ja das erlösende Wort gesprochen.

An dem herrlichen Maientage, da nun Ritter Friedrich von Staufen endlich sich aufmachte, um wieder mit freigeordnetem Geiste seiner Herzallerliebsten entgegenzutreffen, verweilte diese gerade im Kreise der Edelfräulein, welche sie wie ihre Königin umgaben und am Staufenhofe sich aufhielten, um dort edle Sitte und Bildung, weibliche Tugend und Häuslichkeit zu erlernen, wie es ritterlichen Damen zu jener Zeit geziemte. Es war ein gar geschäftiges Treiben, welches in diesen Tagen auf der Kaiserburg herrschte. Es galt ja, die ausziehenden Streiter des Kreuzes auch mit glänzender Waffenkleidung aufs Herrlichste auszustatten, mit Helmbusch, Bändern und Federzier, so wie die Mädchen sie so gern sahen, und überhaupt mit allem dem prachtvollen kriegerischen Schmuck, wie es damals üblich war und wobei auch das ernste Zeichen des heiligen Kreuzes aus schneeweißen Linien, das auf Brust oder Schulter der Kreuzfahrer glänzte, selbstverständlich nicht fehlen durfte. Die Tochter des

Herrscherhauses selbst leitete diese Arbeiten, ordnete Schnitt und Maß der Kleidungsstücke und prüfte mit kundigen Blicken die künstlerische Schönheit der mannigfachen Zierrathen und Bildnereien, die unter den zarten Händen der Genossinnen entstanden, wobei sie bald da bald dort nachsah und noch Schöneres und Herrlicheres angab; denn des Herzogs von Schwaben Tochter war die Erste im Land in diesen Arbeiten, sie besaß überhaupt den feinsten Geschmack, die edelste Sitte, die sorgfältigste Erziehung und war für die übrigen Edelfräulein das höchste Musterbild weiblicher Tugenden und Kenntnisse. Heute verweilte sie wieder still und träumerisch inmitten des zaubervollen Kranzes von Jugend und Schönheit, der sie als die schönste umgab, jedoch mit kurzen freundlichen Worten zuweilen nachsehend und Anordnungen treffend, wo es nothwendig war. Die hübschen und vornehmen Arbeiterinnen nähten, schnitten, wirkten und stückten indessen aufs Emsigste, hielten die halb gefertigten Stücke mitunter betrachtend in die Höhe und zeigten sie einander, ließen aber hiebei auch die geschäftigen Jünglein keineswegs ruhen, indem sie sich, wie man wohl denken kann, von den ausziehenden Kreuzesrittern unterhielten, denen die Kunst und Mühe der niedlichen Händlein gewidmet war. Hatte aber eines der Fräulein einen Bruder oder Verehrer, der auch mit zu Felde zog, so war dies natürlich die größte Ehre, deren nicht alle sich erfreuen durften.

Daß der berühmte Stufenritter, der auf allen Turnieren unter der schwäbischen Ritterschaft als der Erste glänzte, der Heerfahrt ins heilige Land nicht folgen werde, hatten die jungen Ritterfräulein auch schon in Erfahrung gebracht, wenn es auch nur dunkel gemunkelt wurde und noch nichts Bestimmtes darüber bekannt war. Eben befanden sich einige derselben in eifriger Unterhaltung über diese absonderliche Sache, als die herzogliche Aufseherin sich näherte, um der Arbeit nachzusehen, wodurch dieses subtile Gespräch natürlich ins Stocken kam. Nur das stumpfnasige, narbenhafte Fräulein Kunigunde von Weissenstein fügte noch bei: „Mein Ritter zieht jedenfalls mit, der ist gar schrecklich tapfer und würde um keine Welt zurückbleiben.“ Ihr Auserwählter war eben jener Hans von Ravenstein\*), den wir schon kennen gelernt haben. Ein strafender Blick der Herrin traf die Vorlaute.

\*) Die Burg Ravenstein erhob sich auf einem der Felsen des Roggenthals (b. i. Felsenthal) zwischen Weissenstein und Geislingen. Noch heute sind auf diesem Felsen, dem „Rabenstein“, die spärlichen Ueberreste einer ehemaligen Ritterburg zu erkennen.

„Kunigunde von Weissenstein“, sagte sie mit Hoheit, „und alle ihr edlen Damen aus Schwabenland sollt es hören und wissen: „mein Ritter begleitet die Heerfahrt nicht und doch ist er der tapfersten einer im Lande, den ich zu meinem Herrn und Gebieter mir erwähle; denn nur einem Helden reicht die Hohenstaufen-Tochter die Hand. Dieß achtet wohl, edle Fräulein, und vergesst es nicht, wenn von Friedrich von Stuißen eure Rede ist.“ Nach diesen hohen Worten der Gebieterin herrschte ehrerbietige Stille im ganzen Saale. Stuißens glänzender Name, dem selbst die Hohenstaufen die höchste Ehre zollte, verfehlte seine Wirkung auf die Herzen der Edelfräulein nicht, sie gaben mit leuchtenden Blicken ihre Zustimmung zu erkennen und nur die boshafte Schwägerin blickte beschämt und muthig zu Boden.

In diesem Augenblick aber öffnete sich plötzlich die Thüre und die treue Jose Bertha's eilte fast athemlos mit dem Kufe herein: „edle Herrin, der Ritter von Stuißen kommt, soeben hat es der Thurmwart gemeldet. Sehet selbst die rothe Fahne, wie sie ganz deutlich und flammend über der Stuißenburg wehet!“

Bei dieser Nachricht entstand im Kreise der Edelfräulein eine förmliche Revolution. Auf der holden Bertha verblaßten Wangen aber erglühete die Freude, die jungfräuliche Uebertragung, und sie erschien wie eine prangende Rose, unter vielen lachenden Blumen die zaubervollste. Wie man sich wohl denken kann, folgte sie der Jose eilend auf die Burgzinnen. Doch ein jäher Schreck überkam sie im ersten Augenblick: es wollte ihr bedünken, als ob eine züngelnde Flamme über der Stuißenburg emporschlüge, so deutlich erglühete das feuerfarbige Zeichen unter dem sonnenklaren Himmel des Maientags. Doch nein, es war ja nur närrische Einbildung und gleich wieder malte sich die reinste Freude des Willkommens in den ausdrucksvollen Zügen des schönen Fräuleins.

Herrlich erglänzte der Frühlingstag auf Schwabens blühenden Fluren, die ringsum zu den Füßen des Staufenfräuleins sich hinbreiteten und auf der einen Seite in blaue Fernen sich verloren, während sie auf der andern von romantischen Gebirgszügen begrenzt wurden, von denen die Ritterburgen mit ihren hohen Thürmen und Zinnen freundlich grüßend herüberschimmerten. Voll seligen Entzückens schaute Bertha in alle diese Frühlingspracht, die ihr in diesem Augenblick, mit der Liebe Glück im Herzen, noch viel tausendmal

schöner vorfam, als sie ohnehin schon war. Sinnend und träumend haften ihre Blicke lange Zeit am östlichen Horizont, von wo das Zeichen des Geliebten glühend herüberleuchtete, dann senkten sie sich träumerisch auf das vielgestaltete, reich blühende Bergland hernieder, welches den mächtig überragenden Kaiserberg so malerisch umschmückt. Die Tochter des Herzogs, dem dieses Land gehörte, dachte und fühlte es damals gar lebhaft, was ein berühmter Schwäbischer Sänger\*) erst viele Jahrhunderte später wieder in Worte kleidete:

Und ringsumher in milder Sonne Glanz  
Ein grünend fruchtbar Land, von Südmen schimmernd,  
Gewundene Thäler, heerdenreiche Triften,  
Jagdblustig Waldgebirg und aus der Tiefe  
Des nahen Klosters ernstes frommes Läuten —

Es war Mittag geworden und unten im Kloster Lorch,\*\*) der letzten Ruhestätte der Hohenstaufen, ertönten die Glockenrufe, welche den Gruß des Engels an die Jungfrau verkündeten, in der klaren und stillen Luft ganz deutlich vernehmbar. Die fromme, jugendliche Hohenstauffin faltete die Hände, und tiefer Ernst, heilige Andacht trat auf das liebliche Antlitz während des still demüthigen Gebets. Sie gedachte sodann des hohen Grußes, den einst der himmlische Bote der höchsten der Jungfrauen dargebracht, auch sie war ja eine Braut — doch nein, wie konnte sie sich mit der Himmelskönigin vergleichen wollen? sie wollte ja nur einem irdischen Ritter die Hand reichen und war keine Braut Gottes, des Höchsten, mochte ihr Erwählter auch der erste der Helden sein unter der jungen Ritterchaft Schwabens. Da kam ihr das spitzige Wort der Weissensteinerin, wie ein Pfeil, in den Sinn geflogen und ein tiefes, hanges Gefühl irdischen Leidwesens durchzitterte ihr Herz. Doch die hochsinnige Hohenstauffentochter ließ sich des leeren Geschwäzes nicht lange kümmern und begab sich in das Innere der Burg zurück, um einstweilen Dies und Jenes anzuordnen, da der Geliebte doch erst nach längerer Zeit eintreffen konnte.

\*) Uhländ.

\*\*\*) Das Kloster Lorch ist neben dem uralten Schloßlein „Bären“ (Beuren), von wo die Hohenstaufen herkommen, in Stürme der Zeiten bis heute erhalten geblieben. In seinen in Felsen gehauenen Grüften liegt das Heldengeschlecht begraben.

### III. Kapitel.

#### Des Ritters Kampf.

Dem jungen Ritter von Stuißen war es gerade so monniglich, wie seiner Liebsten, zu Muthe, als er am grünen lachenden Maientag zu den Thoren der väterlichen Burg hinausritt und die wunderherrliche Landschaft sich vor ihm aufthat, in deren Mitte der majestätische Gipfel und die Thürme Hohenstaufens vor seinen Augen standen, heiße Liebesgrüße herüberlegend. Aber der Weg zu den bläulichten Höhen, wo der Liebe Glück ihm lachte, sollte dem Ritter doch nicht so leicht werden, wie er dachte; denn das menschliche Herz ist ein Verräther. Der nahe bevorstehende furchtbare Krieg mit den Heiden kündigte sich ebenso in dem ganzen Aussehen des Weges und der Gegend an, wie dies ja selbst in den friedlichen Frauengemächern des Staufenschlosses der Fall war. Schon gleich noch ehe er das Dörflein Wisgoldingen erreichte, das so malerisch an die Stuißenwände sich hinlehnt, erdröhnte das gewaltige Gehämmer des Dorfschmieds, welcher Waffen fertigte, zu seinen Ohren; den Weg aber versperrte der Wizinger Wagner mit einem Fuhrwerk mächtiger Eichenstämme, die er sich in den Stuißenwäldungen, wo das beste und zäheste Holz wuchs, geholt hatte, um die geeigneten Stiele für den Eisenbeschlag herzurichten und sie seinem Freunde, dem Schmied, abzuliefern. Der Ritter belobte den treuen Lebensmann wegen des frommen Eifers, der ihn bis zu diesen Bergen heraufgeführt hatte, um ja recht tüchtige Waffen für den heiligen Heereszug herbeizuschaffen. „O Herr Graf, redet nicht so“, meinte hingegen der gutmüthige und gesprächige Handwerksmann mit Thränen in den Augen. „S' ist ja Nichts mehr was ich noch thun kann in meinen Jahren. Freilich dazumal war es anders, wo ich noch unter Kaiser Konrad an der Seite Gures erlauchten Herrn Vaters nach Morgenland habe mitziehen dürfen und später für den Rothbart in Welschland gestritten habe. Aber mein Johannes“, fügte er mit freudigem Vaterstolz hinzu, „den sollet Ihr sehen, Herr Graf, der führt die Hellebarde und den Morgenstern, wie Einer im Heer, und der will an meiner Statt mit den Staufenedern auf die Heiden losschlagen. S' ist zwar der einzige Sohn — doch was schwäze ich da für Dummheiten, verzeihet Herr Graf . . .“ Aber es war schon zu spät, der Ritter wendete mit kurzem Gruße schweigend sein Pferd und der gute Mann erkannte zu seinem großen Leidwesen, welch' schweren Fehler er ange stellt hatte.

Es war ein förmlicher Streich mit dem Morgenstern\*) so fürchtbar „wie damals“, den der wohlmeinende Winzinger Handwerksmann, ohne es zu wollen, nach des Stufenreiters Seele geführt hatte. Die Pfeile der Spottereien waren Nichts gegen diesen Streich. Derselbe drang dem Ritter, so fest er sich auch gepanzert glaubte, durch Schild und Helm hindurch und raubte ihm beinahe die Besinnung. Es war ja derselbe Fall, wie auch bei ihm, den der redselige Handwerker ihm so unbedacht erzählt hatte: auch dieser vereinsamte Mann hatte ja nur den einzigen Sohn, gerade wie sein Vater, und er schickte ihn ohne weitere Bedenken zu den wilden Heidenschlachten in's ferne Morgenland hinaus! Sollte er als Ritter vom Stufen von einfachen Bauersleuten sich beschämen lassen? seinem stolzen Rittersinn schien dieser Gedanke fast unerträglich, er dachte in seiner verwirrten Seele nur an die Lehnlichkeit der Pflichten, welche der Bauer erfüllte und der Ritter nicht, während er nicht auch der Verschiedenheit derselben dachte, welche in der ganz verschiedenen Lebensstellung begründet lag. So ritt er langsam Schritt traurig sinnend dahin und alles noch so hohe Liebesglück wurde ihm durch die unerträglich scheinende Schande und Schmach aufs jämmerlichste verbittert. Der Kampf „gegen den Drachen“ hatte in des jungen Ritters Brust mit schwerem Ernste begonnen und es war ein ungleich härterer, aber auch höherer Strauß, den er zu bestehen hatte, „als der auf dem Schlachtfeld“, wie ihm der gute Vater Bernhardus gesagt hatte. Das fiel ihm noch rechtzeitig ein, sonst wäre er am Ende gar wieder umgekehrt. Nun aber erhob er wieder seine Seele und eilte unentwegt seines vorgezeichneten Pfades dahin.

In ähnlicher Weise wie bisher ging es indessen auf dem ganzen Wege fort. Als er durch Wisgoldingen kam, verspotteten ihn zwar nicht die schüchtern grüßenden Mädchen und die gaffenden Buben auf der Straße, wie er fast geglaubt hatte, wohl aber schienen die gewaltigen Kriegswaffen, die an der Außenwand der Schmiede lehnten, die Hellebarden und Partisanen, die Streitärte und Morgensterne, gar verächtlich und spöttisch auf den sonderbaren Hochzeiter herabzublicken, der bei der lustigen Hochzeit auf dem Schlachtfeld fehlen wollte. War der Ritter sodann glücklich vorübergeritten, so begegneten

\*) Der Morgenstern war ein schwerer Eisenkopf am zugehörigen Stiel, mit fingersdicken Strahlen besetzt, welche wie die Strahlen eines Sterns rund herumstrahlten, um damit dreinzuschlagen. Die Hellebarde diente außerdem zum Hauen, auch zum Stechen und erforderte besondere Geschicklichkeit in ihrer Handhabung.

ihm wieder Kreuzfahrer zu Fuß und zu Pferd, mit neuen blinkenden Helmen und Rüstungen geschmückt, die sie bei den kunstfertigen Waffenschmieden G m ü n d 's, in der nahen Reichsstadt, sich abgeholt hatten. Vom Gipfel des Rechsbergs, an dem er jetzt vorüberritt, hörte er die mächtigen Hornsignale, welche die ausziehenden Mannen der Grafschaft zu den täglichen Waffenübungen ermahnten, kurz, wohin er kam, sah und hörte der junge Ritter Nichts als Krieg und er hätte sich weit lieber durch ein ganzes Heidenheer, als durch solche Versuchungen hindurchgeschlagen, um sich den Weg zu seiner Liebsten zu bahnen. Doch gedachte er mannhaft der ihm auferlegten Pflicht und gelangte endlich bis nahe an den Fuß von Hohenstaufens mächtigem Bergeshang.

Da blickte er hinauf aus der Tiefe seiner inneren Kämpfe und er sah gleichsam in den offenen Himmel, der sich über ihm aufthat, um den also geprüften Streiter Gottes mit allen seinen Seligkeiten zu belohnen. Oben auf hoher Warte stand die schönste der Jungfrauen Schwabens, das holdselige Fräulein von Hohenstaufen, sein vielgetreues Lieb, mit weißem Tuche grüßend ihm zuwinkend. Da schwenkte auch der Ritter Hut und Schwert zum Gruß und spornte sein feuriges Roß, die Bergeshöhe hinan.

Der nächste Weg zur Burg Hohenstaufen, wenn man von Osten kam, führte, schon beinahe auf dem Gipfel, an einem prächtigen ebenen Plage vorüber, dessen verödete Spur, in die Bergkante eingestuft, hoch oben auf einsamer Höhe noch heute zu sehen ist und von der treulich überliefernden Volks Sage „der Tanzplatz“ genannt wird. Damals war dies ein wunderliebliches Plätzchen, vom Grün hoher Bäume umschmückt, mit der bläulich sonnigen Fernsicht zwischenhindurch, in der Mitte ein Lindenbaum, Tisch und Ruhebänke, und in der Rundung gerade geräumig genug, um zum schönsten Tanzsaal im Grünen auf der freien herrlichen Bergeshöhe zu dienen.

Bis hieher gingen die holde Bertha und die herzogliche Mutter dem jungen Ritter von Stufen entgegen, dessen freudig wieherndes Roß und wallender Feder schmuck eben jetzt über dem Bergrand emportauchten. Im nächsten Augenblick hatte sich unser Held vom Pferde geschwungen, das ein herbeieilender Knappe wegführte, und begrüßte die Frauen, nach edler Ritterförmlichkeit auf die Kniee sich verbeugend und das holdselige ihm anverlobte Fräulein, als es ihn erhob, liebevoll auf die rosigten Lippen küßend. Es war ein überglücklich Wiedersehen der beiden Liebenden nach so manchem

bitteren Leidwesen, womit die rauhe Kriegszeit in den ersten glücklichen Frühling ihrer Liebe hereingebrochen war.

Doch die Seligkeit der Liebenden zu schildern, wäre vergebliche Mühe. So verlassen wir sie denn für den Augenblick, sie haben sich ja so vieles zu erzählen, und sehen einstweilen nach, was um sie her vor sich ging.

Ach, es war nichts Gutes: die Tücke des bösen Feindes umlauerte schon ihr Glück und er hatte sich brauchbare Werkzeuge ausersehen, um namenloses Unheil anzurichten. Schon am Morgen dieses Tages, als wir dem Junker von Ravenstein begegneten, war es nicht nur so eine harmlose lustige Laune gewesen, daß derselbe unsern Helden mit seinen Stichelreden herausforderte. Er hatte es schon mehrmals versucht und verfolgt dabei einen wohlüberlegten schändlichen Plan, der darin bestand, den jungen und allzufeurigen Stufenritter so in Aufruhr zu bringen, daß er trotz aller väterlichen Mahnungen sich dennoch in den Kreuzzug stürzte, um darin umzukommen, wie es bei diesen todesverachtenden Heereszügen ja immer das Wahrscheinlichste war. Dann, dachte er, könne es ihm vielleicht gelingen, sich auf den erledigten Grafensitz von Stufen zu schwingen und am Ende gar noch die hohe Herzogstochter die Seinige nennen zu dürfen, wobei es ihm auf einen Treubruch gegen das Weifensteiner Fräulein natürlich nicht im Mindesten ankam. Das Geschlecht der Ravensteiner, obwohl von hoher Herkunft, war zu dieser Zeit schon ganz heruntergekommen und verarmt; sie hatten sich in der Folge in allerhand schlechte Händel eingelassen, die schon an's Raubrittermäßige hinstreiften, wofür sie aber auch von dem ehrenfesten alten Stufengrafen, zu dessen Gerichtsbann der Ravenstein gehörte, wie es recht war, in gehörige Rechenschaft und Nachzahlung genommen worden waren. Der junge Ravensteiner, der höchst einseitig über diese Sache berichtet war, glaubte deshalb sogar ein gutes Recht zu besitzen, für die seiner Familie widerfahrne Unbill an dem Grafenhaus sich zu rächen und an dessen reichem Erbtheil sich schadlos halten zu dürfen, um so mehr als die Ravensteiner noch von alten Stammäbäumen her, wenn die Stufen ausstarben, selbst auch Ansprüche auf Güter und Grafschaft erheben konnten.

Ueber solch' unredlichen Gedanken dahinbrütend finden wir jetzt den Ravensteiner in dem frommen Bernharduswald wieder, worin er ruhelos sich umtrieb. Die Jagd war ihm gleichgültig geworden und er grübelte jetzt ernstlicher als jemals darüber nach, wie er den jungen Grafen von Stufen, dessen

stolze Abfertigung seinen bitteren Groll erregte, in den Kreuzzug verlocken könne.

Wer etwas Böses im Schild führt, dem wird auch der Böse immer gar treulich zur Hilfe herbeieilen und ihm gute Gelegenheit, oder vielmehr böse, gar eifrig zur Hand schaffen. Ritter Ravenstein brauchte deshalb mit seinen schlimmen Gedanken auch gar nicht lange im Walde herumzuschweifen, so führte ihn der Teufel — was man im gewöhnlichen Leben „Zufall“ nennt — auf eine Lichtung an den Bergesrand heraus, gerade zu einer Stelle, wo eine Zigeunerbande soeben ihren schmutzigen Imbiß sich zubereitete. Des Ritters Augen leuchteten vor unheimlicher Freude. Der Hauptmann dieser Bande, ein älterer Mann mit stechendem Blick, war ihm persönlich bekannt, indem derselbe schon früher zu den Ravensteinern in dienstlichen und freundschaftlichen Beziehungen gestanden hatte.

Als nun die im Kreis herumlagernde Bande des Ritters ansichtig wurde, erhob sie sich ehrerbietig, der Hauptmann aber neigte sich demüthigst grüßend unter vielen Bücklingen, wie ein herantriefendes Gewürm, indem er dabei seine unterwürfigsten Dienstleistungen anbot, „wie früher dem hochseligen Herrn Vater“, wenn der edle junge Herr etwa die große Gnade haben wolle, seinem geringen und unmwürdigen Diener einen Befehl zu ertheilen und dessen getreuliche Dienste, wenn sie auch freilich ganz unwerth seien, nicht zu verschmähen. „Du kommst mir gerade zur guten Stunde in die Hände gelaufen, edler Buschklepper“, antwortete ihm, wohl aufgelegt, der vergnügt auflachende Ravensteiner. „Seute noch, mein vielgetreues Freundesherz, darfst Du mir einen Befehl ausführen, der so wichtig ist, daß vielleicht mein ganzes Lebensglück davon abhängt.“ Der freudig grinzende Zigeunerhauptmann spitzte die Ohren, hoch aufhorchend. Was mußte das für ein hoher herrlicher Auftrag sein, wobei ihn der Ritter einen „edlen“ Buschklepper, ja sogar ein „Freundesherz“ zu nennen die Gnade hatte? Welch' schönes Geschäft mochte ihm entgegenlachen! „Schaff mir nur geschwind Etwas zum Schreiben herbei“, fuhr der Ritter fort, „ich muß Dir einen Brief mitgeben.“ Der Hauptmann beeilte sich flugs, „dem edlen Herrn zu Befehl“ bei seiner Bande nachzusuchen und brachte nach wenigen Augenblicken ein ganz verschwärztes Stück von einem alten Kupfergeschirr herbei, auf welches der Ravensteiner mit seiner Dolchspitze einige unheilvolle Worte eintritzelte. Eine am Feuer des Zigeunerlagers zusammengeworfene Mischung von Schwefel und Pech, was die Bande

gleichfalls mit sich führte, diente ihm dazu, um mit seinem Siegelring auch Wappen und Namenszug in die aufgeklebte Masse einzudrücken, und dann übergab er diese Art Brief an den Hauptmann mit dem Auftrag, ihn dem edlen Fräulein Kunigunde von Weizenstein zu überbringen und sich mit seiner Bande schleunigst in die Nähe Hohenstaufens auf den Weg zu machen.

Schon während des Zubereitens der Pech- und Schwefelmischung, womit der Ravensteiner seinen Brief besiegelte, hatte derselbe mit gedämpfter Stimme dem Zigeunerhauptideur kurz erklärt, um welchen Zweck es sich handelte und welche Rolle er zu spielen habe. Es bedurfte dabei nicht vieler Worte; denn wenn es der Ritter auch nicht ausdrücklich sagte, so begriff der ohrenspitzende Sauner doch sofort nur zu gut, daß der Preis und der eigentliche Zweck, um welchen hier gespielt wurde, nichts Geringeres als „Grafschaft Stuisen“ heiße und daß auch für ihn den armen Buschlenker, als Mitspieler, bei einem solchen Spiel ein ganz unerhörter Gewinn herausgucke. Unter freudigem Gutschwenken, Hurras und Jubel gegen den Hohenstaufen hinüber, der ihm so glückverheißend herüberlachte, hüpfte deshalb der wilde teuflische Geselle auf dem Bergrand umher und berief sodann die neugierig erregte Bande zum Aufbruch.

Dem vergnüglich zusehenden Ravensteiner aber sagte die alte Zigeunermutter mit Freudenthränen in den Augen noch „tausend Vergelt's Gott“ für die unennbare Gnade, die er „ihnen armen und verlassenem Leuten“ erwies. Dafür werde er gewiß auch ganz über die Maßen in der Zukunft Glück erlangen und sie wolle ihm dieses „Glück“ gleich schon in der Hand lesen, wenn der hochedle gnädige Herr es nur gestatten wolle. Der Ravensteiner, dem diese Lobsprüche und Verheißungen ganz nach Geschmack waren, reichte der alten Heze neugierig die Hand und richtig! da stund es ja geschrieben und die Zigeunerin las es mit feierlicher Stimme, wie als ob der Himmel Zeuge wäre:

„In den Sternen steht es geschrieben und so lese ich  
 „hier in der Hand: steige empor großmächtigster Graf  
 „und Beherrscher dieser Lande, der du einst sein wirst!  
 „Nur vor dem weißen Käzlein wahre Dich, daß es  
 „dir mit seiner Wote nicht Helm und Haupt einschlage.  
 „Dann aber, wenn Du vor des Käzleins Schlag dein  
 „Haupt gewahret hast, könnte über ihm einst noch  
 „strahlen des heiligen römischen Reiches Kaiserkrone.“

Das war freilich der Gipfel von Allem, was der glückliche

Ravensteiner nur jemals sich wünschen und träumen mochte. Als die Prophetin mit dem feierlichen Spruch zu Ende war und dem hohen Herrn über die Bedeutung der Handlinien höchst dienstwillig noch einige Erklärungen gegeben hatte, drückte ihr der Ritter ein schönes Stück Geld in die Hand und verabschiedete dann die wackere Bande, die ihm so viel Glück verhieß.

Auch der junge Ritter Hans von Ravenstein hatte nunmehr seine Prophezeiung in ähnlicher Weise, wie Friedrich von Stuisen, sein Jugendkamerad, mit dem er einst als Edelknappe am Staufischen Kaiserhof diente. Nur war freilich der Inhalt und Werth der Weissagung sehr verschieden und ebenso die Person und der Ursprung, von wo sie herkam. Dort war es die warnende und treue Stimme Gottes, welche den jungen Ritter durch den Mund des ehrwürdigen Waldbruders auf den rechten Weg zu seinem Glücke hinwies; hier der lockende und gleisnerische Trug des Bösen, welcher den Pfad der Sünde und des Unheils mit allen Herrlichkeiten der Welt umfränzte und durch die alte Waldhere sie in Aussicht stellte. Das listige Zigeunerweib hatte freilich bei der ganzen Handlerei nur so geschwind Etwas zusammen gereimt, wie es ihr gerade in den Sinn kam und dem Ritter gefallen mochte. Auch das weiße Käzlein, das ihm den Kopf einschlagen könne, wenn er nicht Obacht gebe, war nur so eine Redensart, wie sie bei solchen Wahrsagereien gebräuchlich ist, damit die Glücksverkündigungen doch nicht gar zu arg erscheinen sollten und dadurch an Glaubwürdigkeit einbüßten. Gleichwohl sollte aber der feierliche Spruch — denn mit den höheren Dingen läßt sich nicht spassen — in einer gewissen Weise in Erfüllung gehen, nur freilich nicht so, wie Ritter Ravenstein es sich träumte.

Wo man dem lieben Gott eine Kirche baut, schafft auch der böse Feind gleich etwas Aehnliches daneben, wo man ihn anbetet. So hatte es sich bei dieser Gelegenheit auch im Bernhardswald gezeigt. Wo der junge Stuisenritter an hochgeweihter Stätte heilige Eingebungen gehabt und den großen Voratz gefaßt hatte, sich dem christlichen Ritterdienste zu widmen, da fehlte es gleich auch nicht an der teuflischen Nachäfferei und Zerstörungskunst, um das begonnene Gute wieder zu Nichte zu machen. So sehen wir denn, wie gerade vom Bernhardswald, von wo der Weg zum Guten und zum reinen Himmel irdischer Liebe und Glückseligkeit begonnen hatte, auch das neidische finstere Unheil in Gemalt der schwarzbraunen Bande auf dem Fuße nachgezogen kam.

Friedrich von Staufien und Bertha von Staufien, ein schöneres und edleres Paar mochte es auf der Welt nicht zu finden geben; allein das irdische Schöne und Glückliche, so glänzend es sein mag, ist doch immer nur zerbrechlich und hinfällig, wie farbenschimierende Seifenblasen aus Luft und Schaum, oder wie glückseligende Traumgebilde aus Nichts, welche beim Erwachen dahinschwanden. Darum sagte auch der größte deutsche Dichter, der in höheren und tieferen Dingen zugleich ein Seher war:

„Nicht an die Güter hänge Dein Herz,  
Die das Leben vergänglich zieren,  
Wer im Glück ist, lerne den Schmerz,  
Wer besitzt, lerne verlieren.“

Wohl kann es während der verschwindenden Tage des Menschenlebens zuweilen einen Augenblick länger anstehen, ehe die Vernichtung einschlägt, oft aber auch das nicht einmal, wie uns derselbe Dichter es mahnt:

„Defter auch aus heiteren Höhen  
Kann der zündende Donner schlagen,  
Darum in Deinen glücklichen Tagen  
Lerne des Unheils tödtliche Nähe.“

Dem Gottliebenden wird aber auch dieses trügerische Wechselspiel weiter Nichts anhaben. Er trägt ein höheres Glück im tiefen Innern des Herzens, das ihm die ganze Außenwelt, möge es da zugehen, wie es wolle, nicht rauben kann: es ist das Glück des reinen Gewissens und der Uebereinstimmung mit dem Willen des allgütigen und allweisen Vaters im Himmel, der das menschliche Herz zur höchsten Glückseligkeit erschaffen hat und es durch alle Wechsel des Irdischen hindurch dazu hinführt. Daß aber dabei so vieles Leidwesen entsteht, so vieles irdische Glück, sei es auch das schönste, dabei zerbrochen und begraben wird, daran ist das Unvollkommene und Sündhafte Schuld, welches auch die edelsten Menschenseelen trübt und fälscht. Die Welt ist schön, voller Freude und Anmuth und Glück, wie es die Güte Gottes auch in den vergänglichen Dingen mit Ueberfülle gewährt; aber die Menschen selbst wollen es anders, indem sie die Probe des Gehorsams nicht erfüllen wollen und nicht freiwillig das thun, was zu ihrem höchsten Glück nothwendig wäre. Dann allerdings stürzen die irdischen Glücksträume als unnütz dahin, es brechen die reinigenden Fluthen des Unglücks herein und entzünden sich die läuternden Gluthen des Schmerzes und Leides, damit das Sündhafte hinweggewaschen und ausgeilgt werde und die entgegenstrebende Seele wenigstens auf diesem Wege noch, mit liebender Gewalt, zur Glückseligkeit,

für die sie erschaffen ist, hingelettet werde. So dürfen wir auch in unserer Erzählung bei allem hereinbrechenden Unheil mit den wunderbaren Fügungen und Leitungen von Oben uns trösten, wodurch doch alles Schlimme, was die finsternen Mächte anrichteten, schließlich zum Besten gewendet wurde und alle Irrung und Verwirrung sich lösten.

Von hohem und stolzem Geschlecht, wie die beiden Liebenden waren, besaßen sie auch ganz die großen Charakterzüge, welche die Edlen des Mittelalters auszeichneten, nur in zu hohem Grade. Mögen es darum die freundlichen Leserinnen dem jungen Ritter von Staufien nicht übel verdenken, daß ihm der Ruhm der Heldenthaten für seine Liebe so gefährlich wurde und sie ohne Weiteres unterjocht hätte, wenn ihr nicht die väterliche Mahnung zu Hülfe gekommen wäre. Es war dies nicht nur so eine närrische Schrulle, wie man es heutzutage etwa ansehen könnte, sondern für einen Ritter von damals ganz natürlich, ja selbstverständlich. Würde ja selbst heute noch ein braver Offizier seine noch so heiße Liebe zurückstellen, wenn es in den Feldzug ginge, und jede hochsinnige Braut ihn verschmähen, wenn er anders handelte. Um wie viel mehr damals! Gab es doch niemals eine reinere, treuere und innigere Liebe als gerade in jenen ritterlichen und romantischen Zeiten! Und so war es im höchsten Grade gewiß auch die Liebe Friedrichs von Staufien zu seiner holdseligen Bertha. Aber die hochsinnige Hohenstaufin selbst auch dachte und fühlte nicht anders, wie der Ritter, den sie sich erwählt hatte, und sie hätte ihn ganz gewiß, wäre er ihr mehr als Freier, denn als Held erschienen, in alle Tiefen verschmäht und verstoßen. Das fühlte auch der Ritter gar lebhaft und darin lag die größte Gefahr für die beiden Liebenden.

Der edle Herzog Friedrich von Schwaben hatte als feiner Menschenkenner diese Gefahr freilich schon vorausgesehen, als er in dem feierlichen Augenblick des Scheidens von seinen Lieben der weinenden Tochter so eindringlich zu Herzen redete, doch ja mit keinem Wörtlein den „nur allzuehrigen“ Helmsinn ihres Verlobten zu betrüben, weil es ihm nicht verfiel, mit dem christlichen Heere gegen die Heiden zu kämpfen. Allein es war unmöglich, daß die weiße Vorkehr des Herzogs während seiner Abwesenheit, auch bei allem guten Willen und Bemühen des edlen Fräuleins, alle die Tücken des unberechenbaren Zufalls und menschlicher Bosheit abwenden konnte, die bei solchen Gelegenheiten so leicht ins Spiel treten.

Wie wir uns wohl denken können, war es ja gewiß

keine Frage, daß die folgsame, kluge und hochsinnige Bertha mit aller kindlichen Treue und Sorgsamkeit die väterlichen Mahnungen sich zu Herzen nahm und befolgte. Wohl hatte sie, die hohe Herzogstochter, gar bitterlich sich gekränkt gefühlt, als ihr Liebster, der Stufenritter sich so gar nichts mehr um sie zu kümmern schien und der Hohenstaufen ganzer Stolz hatte sich in ihrem sonst so guten und frommen Herzen tiefbeleidigt erhoben. Wo mochte er doch bleiben? Zog er nicht mit dem Kreuzheer, wie der Vater gesagt hatte, warum kam er doch gar nicht mehr nach Hohenstaufen? und gerade jetzt, wo kein Hinderniß mehr den Bund der Herzen bedrohte, wo die vereinsamten Frauen der Kaiserburg, nachdem ihrer theure Vater zu Felde gezogen, mit um so größerer Erwartung seines Besuches harrten, was er doch wissen mußte? Zog er vielleicht doch mit dem Heere und ließ sich durch nichts von Kriegsschlachten und Ritterthaten abhalten, was ja die Tochter der Hohenstaufen gar wohl begriffen und, was sie betraf, auch nichts weniger als verübeln hätte, so war es immerhin die heiligste der Pflichten für einen Ritter in diesem Fall, daß er bei der Dame seines Herzens um Urlaub nachsuchte und unter Schwüren ewiger Liebe und Treue, bis über den Tod hinaus, sich verabschiedete. In jedem Fall hätte der Stufenritter kommen müssen und daß er doch nicht kam, das hatte die tiefbetrübt Bertha sich nicht zu enträthseln gewußt. Denn das hätte sie zuletzt gedacht, daß die Ursache am Ende gar an ihr läge und daß der tiefgefühlende junge Ritter aus lauter zager Scham und Scheu, einem so hohen Edelfräulein noch unter die Augen zu treten, lieber ferne geblieben war. Als er aber nun endlich kam, da übte die starke Hohenstauffin mit hoher Treue und Tugend nur um so größere Gewalt gegen die natürlichen Gefühle, indem sie nur holde innige Liebe zeigte und auch nicht mit der geringsten Miene den gekränkten Stolz einer Herzogstochter verrieth. Und doch, so trügerisch ist des Menschenherz, kam sie dabei, zu weit gehend, nur wieder in eine neue entgegengesetzte Irrung hinein. Etwelche wohlgemeinte und tüchtig treffende Ohrfeigen, von so zarter Hand gespendet — wenn dieser Vergleich erlaubt ist — hätten dem Ritter gar nichts geschadet und ihm nur geholfen, wieder auf den richtigen Weg zu kommen. Er hätte aus einem richtigen Maß von Vorwürfen, wie er sie verdient hatte, mit aller Klarheit und Deutlichkeit ersehen können, welche tiefe, treue und innige Liebe zu ihm seiner holden Herz erfüllte, daß sie um ihn sich so betrübt hatte, wie die Schläge, die er erhielt, ihm zu wissen thaten. So aber schien die Kraft der-

selben, wie sie ein Stufenritter brauchte, nicht ganz im Gleichmaß mit der Größe der Liebe Bertha's zu stehen. Die bittere Betrübniß, welche sie ausgestanden, offenbarte sich nicht lebendig genug, und die Gewalt, womit sie auf der einen Seite das natürliche Gefühl der Kränkung verbannte, verframpfte sich auf der andern Seite in eine übertriebene Zurückhaltung, wobei doch wieder ein feines Tröpflein von Stolz, was sie vermeiden wollte, mit einfloß. Was aber nur die größte Liebe war, die sich zuerst so tief bekümmerte und jetzt sich bezwingen wollte, das deutete der arme Stufenritter gerade ins Gegenheil, so sehr auch die reinste Liebe ihn umlachte, so leicht ihm auch die vermeinten Augen des holden Fräuleins mit ihren gleichwohl so innig leuchtenden Strahlen und das abgehärmte reizende Antlitz, dem gleichwohl wieder ein so lieblicher Freudenschimmer anslog, das schwere Leidwesen seiner Liebsten und sein unendliches Glück hätten verrathen können, wenn er nicht blind gewesen wäre.

Jedoch es waren dies alles nur so Wolkenschleier, welche das frohe Wiederfinden der Liebenden nur zu Anfang ein wenig zu trüben schienen, bald aber vor der übermächtigen Sonne der Liebe und ihrer klärenden Lichtstrahlen verschwanden. Sie erzählten sich jetzt alles, wie es ihnen seither gegangen, und des Stufers Herz wurde jetzt wieder frei von aller Beklommenheit und Verwirrung, wie in der Klausel des heiligen Mannes, so daß er abermals nur lachte über die Thorheit, die ihn so scheu gemacht, während die gute Bertha, alles eigenen Leides und Garmes vergehend, den armen Liebsten immer nur bedauerte, daß er so schreckliche innere Kämpfe zwischen Gehorsamspflicht und Ritterehre hatte durchmachen müssen. „D gewiß, mein Liebster, Trauter“, rief sie feurig aus, „ich verstehe Dich, ich fühle wie Du, selbst Tochter von Helben, wie des Ritters Waffenehre Deine Seele flammend erfaßt, wie es Dich hinzieht zu des Kaisers Bannern, in den heiligen Heerzug. Aber so es nicht sein darf, so zweifle deshalb nicht an Deiner Bertha ewig treuer Minne, folge den Worten des heiligen Mannes und keines Ritters Ruhm in allen den Heiden-schlachten wird in Bertha's Augen dem schöneren Glanz der Christentugend gleichen, welche sich selbst besiegt.“ Wie diese Worte so feurig und begeistert von den holden Lippen flossen, da fühlte der überglückliche Stufenritter noch einmal die ganze himmlische Gnade, die ihm den christlichen Gehorsam so leicht machte. Hatte er doch ein Herz, das ihn verstand! Was kümmerte ihn die ganze Welt! So schienen beim Abschied alle Wölklein vom Himmel der Liebe verfliegen.



## IV. Kapitel.

## Die Nacht der Finsterniß.

Der Abendsonne unbeschreiblicher Zauberlanz malte sich schon auf den Bergen und Höhen des weit umhergebreiteten Schwabenlandes, als Friedrich von Stufen, von seiner Bertha scheidend, unter dem Burgthor sich zu Pferde schwang und nun auf dem Heimweg den Bergeshang hinabritt.

Bertha, sein treues Lieb, hätte den Scheidenden wohl gerne noch wenigstens bis zum Tanzplatz begleitet; aber ein lärmendes Geschrei, das sich im Burghof erhoben hatte, veranlaßte die Pflichtgetreue, schon vorher den Liebsten zu entlassen, der ja doch baldigst wiederkommen wollte. Dieser hatte ihr zwar seine Ritterdienste sofort zur Verfügung gestellt, um die Ordnung im Hofe wiederherzustellen, allein die Sache, um die es sich handelte, schien doch zu unbedeutend und harmlos, als daß die Herrin Hohenstaufens eines Ritters Arm hier bedurft hätte, zudem war es schon spät am Tag und so hatte der Ritter auf das Gebot der Dame, dem er sich nicht widersetzen durfte, schon den Heimweg angetreten, als Bertha herantrat, um die närrischen Burgleute zur Ruhe zu verweisen. Es bot sich ihren Blicken ein halb lächerliches, halb widerliches Schauspiel: ein altes häßliches Zigeunerweib, welches gräulich schrie und heulte, wurde von einigen Knappen unter einem Hagel von Schimpfworten und Schlägen einhergeschleppt und gestoßen, um auf diese Weise zur Burg hinausgejagt zu werden, während der Hunde wüthendes Gebell den wüsten Tumult auch noch nicht wenig vermehrte. Das Erscheinen des hohen Fräuleins brachte indeß augenblickliche Ruhe unter die Leute, welche verlegen und ehrerbietigt vor den strafenden Worten der Herrin zurücktraten. Diese verwies ihnen das Ungezieme und Unwürdige ihres Verhaltens als hohenstaufischer Dienstmänner und Kriegerleute, welche niemals der Mißhandlung einer Frau, und sei es auch die schlechteste von der Welt, sich schuldig machen und ihre Waffenehre dadurch beslecken dürften. Die rauhen Kriegerleute hörten diese Ermahnung aus dem Munde ihrer holden Gebieterin mit tiefer Beschämung und erzählten zu ihrer Entschuldigung, mit welcher ganz besonderen Schelmerei und Frechheit das schändliche Weib ihren Anmuth herausgefordert hatte, daß sie so sehr sich hätten vergessen können. Die diebische Zigeunerin hatte nicht nur einige Schmuckgegenstände aus dem Schlosse entwendet, sondern auch gar noch, statt sich aus dem Staub zu machen, die empörende Frechheit gehabt, bei den Knappen

im Hofe der schandbaren Handlung sich zu rühmen und ihnen das Gestohlene zum Verkauf anzubieten. Das war für die hand- und ehrenfesten Kriegerleute, welche die Kaiserburg bewachten, freilich zu viel gewesen und so hatten sie von den schlagfertigen Fäusten einen freilich etwas allzuhitigen Gebrauch gemacht, wofür sie das edle Fräulein um seine gnädige Verzeihung baten. Bertha lächelte; sie befahl der elenden Alten, mit der sie doch halb Mitleid fühlte, schleunigst in ihre Wälder zu flüchten, wenn sie nicht etwa das Burgverließ vorziehe, und ließ sich von den ehrlichen Knappen, welche dem boshaft grinsenden Zigeunerweib gar unzufrieden und mißtrauisch nachschauten, die gestohlenen Sachen zur Besichtigung einhändigen. Es waren nur einige Kleinigkeiten, wie sie die Gmünder Goldschmiede um billiges Geld vornehmlich an die jüngeren Hofdamen verkauften\*), da diese gewöhnlich nicht über die Mittel verfügten, um sich werthvollere Pretiosen zu kaufen und es in Anbetracht des weit höheren Schmucks ihrer Jugend und Schönheit auch gar nicht nöthig hatten. Damit stimmte es auch überein, was Bertha lächelnd an den angebrachten Wappenzeichen erkannte: daß die Schmuckfachen dem Fräulein Kunigunde von Weissenstein gehörten. Gerade diesem naseweisen und schnippigen Fräulein! es schien ein Scherz des Zufalls, jedoch weiter nichts Merkwürdiges.

Die Eigenthümerin fand sich aber nicht auf der Burg anwesend und es war dies auch ganz natürlich, da die schönen jungen Bewohnerinnen derselben ihre Festerstunden, die um diese Zeit eintraten, bei günstiger Witterung gar gerne im Freien zu genießen pflegten. Hier auf der freien und alleinstehenden Bergeshöhe, im Anblick der unendlichen Fernsicht, auf den mannigfachen Wegen, die den Berg umschlangelten, in den himmlischen Lüften und im goldenen Sonnenglanz sah man sie dann spielend und schäckernd, tanzend und singend sich umhertummeln, den stolzen Kaiserberg mit einem Zauberspiel jugendlicher Anmuth umlächelnd — heute freilich nur noch ein entschwendener Traum, wenn wir das einsam trauernde Bergeshaupt ansehen, das so altergrau und verödet in den Himmel raget.

An diesem Abend hatten es die jungen Fräulein besonders wichtig, das Herumschwärmen im Freien nicht zu versäumen, und sie hatten auch schon den ganzen Tag davon gesprochen

\*) Die Stadt Gmünd, ursprünglich ganz unbedeutend, verdankte ihr Aufblühen dem benachbarten Kaiserhof, wodurch namentlich die Goldschmiedekunst in Flor kam. Von daher stammt auch die heutige Gold- und Silberindustrie Gmünds, welche sich immer noch mehr entwidelt.

und sich darauf gefreut. War es ja nicht bloß der wunderliebliche Maienabend, der ihnen heute zuwinkte! weit mehr noch war es das besondere Glück, bei dieser Gelegenheit den jungen Ritter zu sehen, wenn er auf dem Heimweg vorüberkam, ja vielleicht gar ihn begrüßen und ein Paar Worte mit ihm reden zu dürfen, wenn es sich günstig fügte. Zumal daß gerade der Stufenritter es war, das machte die Sache noch viel bedeutender, denn der war ihnen der wichtigste von den sämtlichen jungen Rittern des Schwabenslandes. Ueberragte ihn doch keiner an stattlicher Wohlgestalt, an hohem Wuchs und Stärke des Armes, wie auch keiner im Spiel der Waffen es ihm zuvorthat! Wie manchmal hatten die Jungfrauen mit glühenden Blicken und schwärmerischer Begeisterung des Stufers fast unvergleichliche Thaten mitangesehen, wenn sie von den Festtribünen herab, oder von den Söllern und Ballonen der Kaiserburg den glänzenden Turnieren zuschauten, die auf dem nahen Spielberg\*), dessen Hochfläche unter dem Staufengipfel sich hinbreitete, nicht selten abgehalten wurden! Mit welcher athemloser Spannung folgten sie dann den wohlbekannten Farben des Helmbusches und den blitzartigen Bewegungen des Ritters in dem buntbewegten Kampfspiel, dem gewaltigen Anrennen der Gegner, dem Splütern der Lanzen und den furchtbaren Stößen und Hieben, die es da regnete, wobei der Stuffer oft die tollkühnsten Stücklein wagte und, scheinbar verloren, doch immer wieder mit wunderbarem Waffenglück sich herauszieh und Meister blieb, um endlich als Sieger von schöner Hand den Preis zu empfangen! Zu Allem dem war noch der höchste der Siege und Preise gekommen, mehr werth, als alle die nur gegen Ritter erfochtenen, das war die Hand Berthas, des edelsten Fräuleins im Lande, der Tochter des Herzogs, welche den glücklichen Ritter von Stufen zu dem ihrigen erwählte. Was Wunder, wenn aller schwäbischen Damen Blicke auf ihn gerichtet waren und wenn besonders in dem engeren jugendlichen Kreis, welcher den Hofstaat Bertha's bildete, eine Art Revolution ausgebrochen war, als der vielgefeierte Stufen-

\*) Der heute noch so genannte Spielberg bildet die westliche Terrasse oder gleichsam den Sockel, über welchem die schlank geformte Felsenhöhe Hohenstaufens sich aufthürmt. Unter den Augen des überragenden Gipfels also hingebreitet, besaß der Spielberg auf seinem breiten und ebenen Rücken gerade Raumes genug, um zum herrlichsten Turnierfestplatz zu dienen. Selbst heute noch hat seine baumlose ebene Ackerfläche, an den Rändern mit Wald umrahmt, etwas von dem Aussehen eines Festplatzes bewahrt, wie auch alte Waffensücke und dgl. dort manchmal noch aufgefunden werden, von den glänzend belebten Tagen der Kaiserzeit erzählend.

ritter nach längerer räthselhafter Abwesenheit, was zu allerhand seltsamen Gerüchten Anlaß gegeben hatte, endlich doch wieder einmal auf der Kaiserburg sich sehen ließ.

Da ging es natürlich in dem Arbeitszimmer, während Bertha bei dem Geliebten weilte, gar lebhaft zu und es kam dabei alles Mögliche zur Verhandlung, was an das Ereigniß des Tags und das Verhältniß der Liebenden sich anknüpfte. Doch darin kam man allgemein überein, daß jedenfalls dem Stufenritter und keinem andern der höchste Preis gebühre, den ihm des Herzogs Tochter zuerkannte, wie auch dieselbe gewiß mit größter Wahrheit es gesagt habe, daß nur einem Helden die Hohenstaufin die Hand reiche. Einen solchen Ritter auch nur mit der leisesten Hindeutung auf den Kreuzzug verdächtigen zu wollen, so sagte man allgemein mit vielsagenden Seitenblicken auf das Weissensteiner Fräulein, das sei ebenso sinnlos als schändlich, und man müsse im Gegentheil jetzt gerade auf heute Abend etwas ausmachen, wie man dem Ermählten Bertha's seine Verehrung darbringen und den Beweis liefern könne, daß die schwäbischen Edelfräulein alle nicht anders dächten, als das herzogliche Burgfräulein, das ihn mit seiner Hand beglücke. Das sei Ehrensache, sagte man, und es müsse nothwendig etwas geschehen.

So entstand denn eine Art parlamentarischer Berathung, wobei die schönen Rednerinnen in immer größeres Feuer geriethen und endlich die weitgehendsten Anträge den größten Beifall fanden. Am meisten aber that sich bei dieser Gelegenheit Kunigunde von Weissenstein hervor, welcher es offenbar darum zu thun schien, den Fehler vom Vormittag durch um so größeren Eifer wieder gut zu machen. Sie war es gerade, welche zwar anfänglich in ein beschämtes Schweigen und Hinbrüten versunken schien, dann aber zur allgemeinen freudigen Ueberraschung eifrigst zustimmend das Wort ergriff und die erwärmten Gemüther mit den wirksamsten Worten, weil am wenigsten erwartet, immer noch mehr entflammte, bis endlich der einhellige Beschluß angenommen wurde, auf dem Tanzplatz im Grünen einen Reigentanz abzuhalten und dem vorüberkommenden Ritter, wenn er nach edler Sitte die Damen begrüßte, als Siegespreis für den Ermählten der Hohenstaufin, einen frisch geflochtenen Kranz aus Blättern und Blüthen des Berges zu überreichen, ganz nach der feierlichen Sitte und Form wie sie bei den Turnieren gebräuchlich war, wenn die glücklichen Sieger aus Damenhand ihren Lohn erhielten. Zu diesem Zweck hatte die witzreiche Weissensteinerin während ihres Schweigens, wie sich jetzt herausstellte, auch noch ein

besonderes Liedlein gedichtet, welches in Begleitung des Tanzes für diese Gelegenheit ganz besonders gut zu passen schien und deshalb mit begeistertem Beifall aufgenommen, wie auch so gleich nach einer schon bekannten Melodie eingeübt wurde. Dann ging es in heller fröhlicher Schaar in die blühende lachende Maienlust und in den grünen duftigen Wald hinaus, der die Berghalden damals noch umrannte; denn die Zeit drängte schon.

Daß in dem anmuthigen Unternehmen am Ende doch etwas Bedenkliches liegen könne, mer hätte das gedacht! Auch konnte man nicht mehr lange dem Nachdenken sich widmen, wenn man mit dem Blumenpflücken und Kranzflechten zur rechten Zeit noch fertig werden und die schöne Gelegenheit nicht verpassen wollte. Nur das freilich blieb immer zu fürchten, daß die Herrin, wenn sie den Liebsten begleitete, den harmlosen Spuck auf dem Tanzplatz am Ende nicht gestatten werde. Doch darauf mußte man es eben ankommen lassen und Singen und Tanzen konnte man ja immerhin. War aber der Ritter allein und entbehrte des Schutzes der Dame, so wäre ein Widerstand nach den damaligen Begriffen ganz undenkbar gewesen.

Gegenüber der unumschränkten Machtvollkommenheit, womit in der romantischen Zeit die Frauen herrschten, hatte ein Ritter jedoch die tröstliche Ueberzeugung, daß ihm von schöner Hand auch immer nur nichts als Gutes und Glückliches widerfahren könne und daß er deshalb doch gar nicht sich zu fürchten brauche, obwohl ihn gegen der Damen höhere Macht weder Helm noch Panzer schützen konnte und alle Tapferkeit vergeblich war. So dachten alle ächten Ritter und es war diese Meinung auch sehr wohl begründet, insofern dabei natürlich nur die ächten Damen in Betracht kamen, welche an edler Abkunft, Feinheit der Sitten und ritterlichem Wesen mit ihren Verehrern auf gleichem Fuße standen. Auch haben wir ja schon gesehen, wie die Edelfräulein Hohenstaufens in der That nur Gutes und Schönes vorhatten und es förmlich für eine Sache der Standesehre an sahen, die gute Gelegenheit, einen Ritter zu beglücken, nicht unbenützt vorübergehen zu lassen. Das Verhältniß war daher ein wechselseitiges und das unbegrenzte Vertrauen der Ritter wurde durch den Edelmuth ihrer Gebieterinnen auch vollkommen gerechtfertigt. Das ganze Zeitalter war demnach, wie bekannt, von Frauenverehrung erfüllt, die so groß war, daß man dieselbe heutzutage gar nicht mehr recht begreift und für eine schwärmerische Narrheit ansehen möchte. Gab es doch gerade zur Zeit unserer

Erzählung sogar einen eigenen großen Dichter in Deutschland, des Namens Heinrich Frauenlob, der nichts anderes dichtete und sang, als immer nur den Ruhm der Frauen, und sich damit den Ehrennamen „Frauenlob“ verdiente! Diesen Zeitgeist müssen wir wohl bedenken, um die Begebenheiten richtig zu verstehen.

Wie man sich wohl denken mag, dachte und handelte auch Friedrich von Stufen ganz im Geiste seiner Zeit und ihren ritterlichen Sitten entsprechend. Als er vom Burgthor, das sich nach Süden öffnete\*), ostwärts an der Berghalde dahintritt und die Edelfräulein auf dem Tanzplatz gewahrte, wäre er freilich gern umgekehrt, um lieber einen kleinen Umweg einzuschlagen; denn ein gewisses Schamgefühl, weil er den Kreuzzug nicht mitmachte, besonders vor Damen, wollte ihn trotz alledem bei jeder Gelegenheit immer wieder überschleichen, zudem war es gerade der Augenblick des Abschieds von seiner Liebsten, der sein Herz und seine Gedanken noch ausschließlich gehörten. Da man ihn jedoch schon bemerkt hatte, so setzte er sein Pferd in langsameren Schritt, um mit geziemender Ehrfurcht, die schöne Gesellschaft höflichst grüßend, vorüberzureiten. Allein so leichten Kaufs sollte das nicht von statten gehen. Schon winkte die Königin des Reigens, Halt gebietend, ihm zu und der Ritter mußte vom Pferd steigen, wie es die Sitte in Gegenwart von Damen verlangte, wenn sie vielleicht etwas mit ihm reden wollten. Nun aber sah er sich gleich auch von der anmuthigen Kette des Reigentanzes wie mit einem Zauberband umschlossen, wobei die schönen Fräulein, dem Ritter zu Ehren, die von der Weifensteiner Kunigunde verfaßten Verslein anstimmten:

„Jungfrauen singet und schlinget den Reig'n,  
Tapferer Ritter, die schönste ist Dein  
Im Glanze des Mai'n!  
Dir ja, dem Helden, dem besten im Land,  
Reichet die schönste, die höchste die Hand,  
Von Staufen genannt.  
Drum wir uns schlingen und singen im Tanz,  
Wollen Dir bringen im Frühlingsglanz,  
Dem Sieger, den Kranz.“

\*) Wie an den dürrigen Spuren heute noch zu sehen ist, öffnete sich das Burgthor Hohenstaufens gerade nach Mittag, dem sonnigen Süden zu, und es war also auch schon die Baualanlage der Kaiserburg geschichtlich bedeutungsvoll. Dort im Süden, wohin sie zogen, entschied sich das Schicksal der Hohenstaufen und heute ist von ihrem Stammsitz so wenig mehr zu sehen, daß der Dichter des Berges mit Recht singen konnte:

„Kommt ihr Witze brecht hervor,  
Daß ich finden mag das Thor  
Zu der Burg der Hohenstaufen!“

(Albert Knapp.)

Damit endete Gesang und Tanz und die Sprecherin trat vor, um dem Ritter von Stuisen, als dem Sieger über Bertha's Herz, den Ehrenkranz zu überreichen, den er, wie so oft schon bei den Turnieren, natürlich nur knieend hätte in Empfang nehmen dürfen. Des armen Stuisenritters Verlegenheit, wie wir ihn ja kennen, ohnehin schon groß genug, steigerte sich nunmehr ins Grenzenlose, als ihm vollends gar noch, wie einem „Helden“, der höchste Ehrenkranz von schöner Hand zu Theil werden sollte, während wieder ärger als je das jämmerliche Bewußtsein auf ihn einstürzte, daß er ja nur als der allermindeste der schwäbischen Ritter dastehe, den man nur eitel freien und hochzeiten sehe, während die andern auf Sieg oder Tod in den schrecklichen Heidenkrieg hinauszögen! es war ihm zu Muth, als möchte er lieber in die Tiefe des Berges versinken, und doch gab es, wie gesagt, gegen Damen keinen Widerstand, keine Möglichkeit, ihre zarte und mächtige Hand abzuwenden, wenn sie einen Ritter beehren und beglücken wollten. Es war ein ganz besonderer Fall, wobei denn auch höllische Tücke ihr Spiel trieb. Aber langes Befinnen war ebenfalls nicht möglich und so ergab sich mit zwingender Gewalt nur das Eine, daß der Ritter machtlos allerdings aufs Knie sank, jedoch, wie abwehren wollend, die Hand vorhaltend und flehentlich um Schonung bittend wie der Augenblick es eingab: „o Ihr schönen, edlen Jungfrauen“, sagte er verwirrt, „darf ich Euch bitten, wollet doch mir vergeben und des elendesten Ritters schonen, nicht zum Spött ihn machen, als ob er ein Held wäre, nicht den Kranz für mich, nicht den Kranz für mich . . .“ — Es folgte eine wüste Unterbrechung.

Des Stuisenritters Bitte wurde erhört, aber wie! „Elendester Ritter! ja freilich“, so gellte und krächzte es plötzlich dazwischen, wie aus der Hölle. Es war die häßliche alte Heze, die Zigeunerin, ganz zer schlagen, zerklumpt und zerzaust, mit wirr herabhängenden Haaren, soeben von der Burg herabkommend. „Ja freilich, als ob das ein Held wäre! ein schöner Held das, ein sauberer Ritter! hi hi! Hat nicht einmal vor den Knechten im Hof mich arme alte Frau beschützen können, hat Reißaus genommen, läßt sich lieber unterdessen von den schönen Fräulein den Hof machen, hi, hi, hi.“ So schimpfte und geiferte die Alte in Einem Zug, während der edle Ritter von Stuisen, sie keines Blickes würdigend, indessen sich erhoben hatte, um, wenn es die Damen erlaubten, sich zu verabschieden, was nach solcher Störung für ihn das Passendste schien, was übrig blieb. Denn als

Ritter konnte er gegen die alte Heze, welche immerhin eine Frau war, keine Gewalt üben, noch auch mit Worten gegen dieselbe streiten. Es wäre Sache der Damen gewesen, die Alte zu entfernen, wozu sie sehr wohl den Ritter bevollmächtigen konnten, wenn es ihnen selbst widerstrebte; allein die häßliche Scene spielte zu schnell, die Ueberraschung war zu groß und es gab gar keine Zeit dazu, denn in diesem Augenblick — Welch' neuer gräulicher Auftritt! — stürzte hinter den Felsen und Büschen, welche den Tanzplatz umgaben, eine wüste Rote wild aussehender, schwarzbärtiger Gestalten hervor, mitten unter die Jungfrauen hinein, welche entsetzt die Flucht ergriffen. Natürlich bligte im gleichen Augenblick auch des Ritters Schwert.

Es war eine ganz tolle und unbeschreibliche Scene, aber so schnell entschwindend wie ein Traum; denn vor des Stuisenritters mächtig geschwungenem Schwerte hielt das hereingestürzte schwarz wilde Gefindel, welches die Jungfrauen hinwegschreckte, leider auch nicht den kleinsten Augenblick Stand und ebenso plötzlich, wie sie zu Tag stürzten, waren die dunkelbraunen Gestalten, gleich Schatten der Nacht, wieder davongehuscht. War des Stuisers Schwert auch noch so rasch aus der Scheide geflogen, so war es doch rein vergebliche Mühe, einen der pfeilgeschwinden Strolche — es waren ja natürlich die Zigeuner — erreichen zu wollen. Einen allerdings, den letzten, der vor einem Baume angerannt war, glaubte der Ritter noch treffen zu können; allein der mächtige Streich, dem der flinke Bursche entwich, traf mit der Schwertspitze nur in den weichen, safttrogenden Fichtenstamm, und, als der voranstürmende Ritter, etwas von der Seite her, mit Ungestüm die tief eingedrungene Waffe zurückreißen wollte, zerbrach der Stahl unter der Gewalt seines Armes, so daß ihm nur der abgebrochene Schwertstumpfen in der Hand blieb, während der ausreißende Strolch den Berg schon hinunter war.

Der Ritter, ihm nach, stürzte nun an den Bergrand vor und als er den Schelm sah, wie er, sich umwendend, ihm zum Abschied noch eine Nase heraufdrehte, besann er sich nicht lang und schleuderte mit wohlgezieltem Wurf und mit aller Gewalt des Unmuths den Schwertknauf mit der abgebrochenen Klinge ihm nach. Doch der behutsame Zigeuner hatte sich schon blitzschnell geduckt, so daß das zerbrochene Schwert, weit über ihn hinweg, fast die ganze Höhe des Berges hinunterflog. Nun aber hatte dieser Erzjauner erst recht gewonnenes Spiel: galt es doch, in Einem Zug zugleich auf's Lustigste davonzulaufen und doch zugleich auch den glänzendsten Sieg davon-

zutragen! wie ein Windhund rannte er hinter dem dahingeworfenen Schwerte drein, hob es auf und schwang es als jubelnder Sieger in der Luft, mit der Linken zugleich unter hellem Jubelschreien den Hut schwenkend, dem Hohenstaufen zu und dem besiegten Ritter von Stufen zum Spott und zum Verdruß. Dann verschwand der glückliche Gaudieb mit dem erbeuteten Ritterschwert im Walde, wohin auch die übrige Bande sich wohlgeborgten zurückgezogen hatte.

Alles das Geschehene, vom Erscheinen der Zigeuner an bis zum Verschwinden der Bande, war blitzschnell vorübergegangen und viel schneller, als wir mit der Beschreibung zu folgen vermochten. Unser Ritter stand plötzlich vereinsamt auf der kaum noch so lebensvollen Höhe des Tanzplatzes, ohne Schwert, die holden Jungfrauen entflohen, und statt ihres hellen Gefanges, dem „Helden“ zu Ehren, vernahm er als das Einzige, was noch da war, nur das heisere, hohnkrächzende Gelächter der alten Hege: „ein schöner Held, ein schöner Held, hi, hi“, wie sie zum Abschied, an ihrem Krückenstock vorüberwatschelnd, ihm noch einmal zuhöhrte.

Statt der ausgerissenen Bande jetzt etwa zum Ersatz die Alte zu packen, wäre, wie gesagt, eines Ritters völlig unwürdig gewesen, und diese wußte das auch gar wohl, sonst hätte die ebenso schlaue als gemeine Weibsperson ja überhaupt nicht die grenzenlose Frechheit üben können, womit sie den edlen Stufenritter beehrte, gerade wie der schlechte Ravensteiner sich umgekehrt der tiefsten Ehrerbietung erfreute, die ihm von solcher Seite zu Theil ward. Der Stuiser hatte in diesem Augenblick übrigens auch anderes zu denken, als an das erbärmliche Weib. Was sollte er thun, nach der Burg zurückkehren oder den Heimweg fortsetzen? Jeden Augenblick mußten die Burgknappen heranstürmen, um ihm Hilfe zu leisten und die unerhörte Frechheit eines Ueberfalls zu strafen, der in so nächster Nähe der Kaiserburg verübt wurde. Für den Stuiser wäre es überaus peinlich gewesen, in seiner jämmerlichen Verfassung, ohne Schwert, mit den wackern Kriegersleuten zusammen zu treffen, und schon nahe Lärm, die Zeit war ohnehin schon vorgerückt und Bestimmen gab es keines mehr: in der Eile und im Unmuth schwang er sich also einfach aufs Pferd, um doch endlich wenigstens von dem verhassten Ort loszukommen, wo der abscheuliche Teufelspud ihm begegnet war. Wegen des Lumpengefühls im Walde hatte der Ritter, auch ohne Schwert, keine Sorge; gegen solches Pack that es ja auch die bloße Faust, wenn je an so Etwas

zu denken wäre — aber die nachgewordene Eitelkeit in seinem Innern zu besiegen, nein, das war ihm leider nicht gelungen. Im nächsten Augenblick starrte der sonst so friedliche Tanzplatz von Waffen und Kriegersleuten. Zu sehen und zu hören gab es jedoch nichts mehr, außer etwa, daß etliche Fußspuren und abgeknäute Zweige, sowie namentlich die abgebrochene Schwertspitze, die man in dem Fichtenstamme entdeckte, doch wenigstens von der Thatsache des seltsamen Ueberfalls und eines stattgehabten Kampfes Zeugniß ablegten. Auch der Ehrenkranz, den die jungen Damen für den Stufenritter geflochten, fehlte; denn auch ihn hatte das davongelaufene diebische Gesindel, wie das nachgeworfene Schwert, nicht vergessen mißlaufen zu lassen.

Sonst aber hätte man den ganzen Schreckenspud und Ueberfall, der unterhalb der Zinnen der Kaiserburg ganz unglaublich schien, am Ende für ein sonderbares Fantasienspiel und eine plötzliche närrische Einbildung halten können, worauf die erhitzen Fräulein, von Blüthenduft und Maienmonne berauscht und vielleicht von einem herumflatternden Vogel, einem aufspringenden Reh, oder wer weiß was erschreckt, etwa verfallen sein mochten. Auch daß vielleicht Kobolde oder Berggeister, die in den Heidenlöchern\*) hausten, im Spiele waren und sich einen tüdtischen Spaß erlaubten, hätte man, so es noch fehlte, zur Erklärung herbeiziehen mögen. Kurz man hätte Alles, was die Mägdlein erzählten, weit eher für ein schreckhaftes Märchen oder ein muthwilliges Stücklein der Kobolde, denn als leibhaftige menschliche Unthat ansehen mögen; so friedlich still und lieblich lag der Tanzplatz da, nur von der schelmisch hereinlugenden Abendsonne belebt, die ihre zauberhaften goldenen Strahlen noch ein wenig von der Seite her durch das Grün der Zweige hereinspielen ließ.

Da aber die unzweifelhaften Spuren der ganz menschlichen Thatsache gleichwohl vorhanden waren, so mußten die herbeigeilten Burgleute natürlich ganz und gar nicht, was sie von dem seltsamen Vorfall halten sollten und wie sie eigentlich daran waren. Sie standen vor einem völligen Räthsel. Da sah man wohl die unzweifelhaften Spuren des Ueberfalls, da stand wohl die Schwertspitze in dem Baum, so tief eingehauen, daß es ein ganz gewaltiger Streich sein mußte und

\*) Die sogenannten „Heidenlöcher“ sind zwei Felsenhöhlen, am nördlichen Abhang des Hohenstaufen eingesprengt. Ihre Lage und Beschaffenheit ist räthselhaft, fast mehr auf künstlichen als natürlichen Ursprung hinweisend. Merkwürdig ist auch schon der Namen „Heidenlöcher“. Das deutet auf eine gewichtige Vergangenheit, wobei die Stümmer wohl die Hauptrolle spielten.

man sie nur mit Mühe, unter Anwendung künstlicher Mittel, wieder herausbringen konnte — gewiß es waren feindliche Strolche, welche die verwogene Schandthat verübten, und ebenso tüchtige Hiebe, die es dabei absetzte; aber was konnten doch das für ungläubliche Hallunken sein, die so etwas unter den Mauern Hohenstaufens wagten? und wo war der Ritter hingekommen? daß er, wie natürlich, das Schwert gezogen und dreingeschlagen hatte, war ja offenbar; aber Blutspuren oder gar Erschlagene waren nicht im Mindesten zu sehen. Hatten ihn am Ende gar, in Folge des unglücklichen Stiebs in den Baum, die Feinde überwältigt und gefangen hinweggeschleppt? das schien doch fast unmöglich anzunehmen bei einem Stufenritter! da hätte man doch wenigstens tiefer eingegrabene Spuren im Boden, Kleidersegen und Aehnliches bemerken müssen, was von einem stattgehabten Ringen erzählt hätte; denn daß er sich freiwillig ergab, schien doch ganz undenkbar. Oder war es ihm noch geglückt, sich eiligst aus der Patsche zu ziehen und mit dem Pferde davonzumachen? Das zu glauben, gieng über alle Begriffe. Oder hatte er vielleicht im Gegentheil die elenden Angreifer mit seinen Schwertstößen davongeschucht, ohne einen treffen zu können? Dieß schien freilich sehr glaubhaft und verhielt sich ja auch in Wirklichkeit so; dann aber blieb doch wieder die alte Frage übrig, wo ist der Ritter? Dann hätte er ja doch da sein müssen, er hätte doch nach Umständen und Pflicht über einen Vorfall berichten müssen, der die Kaiserburg an ihrer Ehre angien und die schleunigste Ergreifung geeigneter Maßregeln erheischte. Daß am Ende die Annahme, als habe sich der Ritter aus dem Staube gemacht, wenn auch für sich selbst höchst sinnlos, doch in Verbindung mit der andern in einem besonderen Sinn auch richtig sein könne, darauf kam Keiner. Wie hätten auch die gradförmigen Waffenteile es sich zusammenreimen können, daß der Ritter von Stufen, der Erwählte ihrer Herrin, zwar nicht vor irgendwelchen Strolchen, wohl aber vor ihnen, den treuergebenen Burgmannen, Reihhaus genommen hätte? So mußte man denn gar keinen Rath noch Auskunft. Im Uebrigen war es aber selbstverständlich, daß auf Anordnung des Burgvogts sofort Streifmannschaften aufbrachen, um die ganze Gegend nach allen Richtungen zu durchsuchen. Unser Ritter jagte indessen mit verhängtem Zügel und stürmisch bewegter Seele die alte Heidenstraße\*\*) entlang,

\*\*) Eine Römerstraße zog sich von Staufen aus über den Höhenrücken, am Rechberg und Stufen vorüber, gegen Heidenheim hinaus, welches eine der hervorragendsten Römerstädte des Landes war.

dem Rechberg zu. Seine Handlungsweise war freilich eine sehr unbesonnene gewesen und hatte auch Folgen, die schlimm genug waren, aber sie war in Anbetracht seiner verwirrten Gemüthsverfassung doch leider nur zu erklärlich. Jetzt aber, sich selbst überlassend, stieg der Sturm in seinem Innern erst aufs Höchste, wobei ohne Zweifel die Einflüsterungen der Hölle das Uebrige thaten. Diese Art des Abschieds von Hohenstaufen, von Bertha, dieses schauerlich Lächerliche und Erbärmliche, wie er in den Augen ihrer Hofdamen dazustehen vermeinte, dieser höchst unglückliche „Kampf“, der Verlust des Schwertes und endlich gar noch die blanke Flucht, wie er jetzt erkannte, dies Alles schien ihm über alle menschlichen Begriffe schmachvoll. Als bald jedoch sah er sich Allemdem durch ein neues Abenteuer plötzlich entrisen — der angstvolle Hülfeschrei einer Dame, von edler Geburt, wie der Klang der Stimme verrieth, fesselte seine ganze Aufmerksamkeit.

„Hilfe, Hilfe“, rief es mit heller, aber angstvoller Stimme aus der Tiefe des Waldes. Das war die rechte Musik für des Ritters Ohren, um ihn seinen fatalen Betrachtungen zu entziehen und abzulenken. Er hätte sich ohne das geringste Bedenken in jeden beliebigen Abgrund von Gefahren gestürzt, wenn es eine Dame zu beschützen galt. „Hallo“, antwortete er sofort mit mächtigem Ruf und war wie der Blitz vom Pferde, um in den Wald zu eilen. Vorher jedoch befestigte er vorsorglich das Wehrgehäng, sowie auch den prachtvoll mit Federn geschmückten Hut am Sattelknopf des Pferdes, um in dem Buschwerk nicht behindert zu sein, und dann gieng es im Sturm der Dame zu Hülfe, den Abhang hinunter. Wie wohl unbewehrt, wäre doch Furcht das Letzte gewesen, an was er gedacht hätte; denn das war des Stufenritters schwache Seite nicht.

Bald hatte er zu seiner großen Freude die Stelle glücklich erreicht, von wo die Hülfeschreie erklangen, und die Freude wurde zum Entzücken, als er, auf eine kleine Richtung hervorstürzend, den nämlichen heillosen Zigeunerskerl gewahrte, der ihm vorhin entwichen war, wie derselbe gerade im Begriffe stand, eine heftig sich sträubende und wehrende Dame noch tiefer in den Wald hineinzuzerren. Diese aber, welche Ueberraschung! es war — Kunigunde von Weißenstein! „Wart' Strolch, wart' nur!“ donnerte der Ritter, „Muth Fräulein!“ und mit diesen Worten war er in Einem Satz zur Stelle. Aber der Zigeuner freilich, der wartete nicht, und war im gleichen Augenblick auch davon. Gegen einen Strauchritter, so flink wie den, hätte es schon einer andern Fechtart bedurft, als offen auf

ihn loszustürzen und ihn warten zu heißen; nur mit behutsamem Beschleichen hätte sich etwa beikommen lassen, um eines solchen Segners, ihn am Kragen erwischend, Meister zu werden — aber auf diese Art Kämpfe war der Stäufer, der Sieger in den ritterlichen Turnieren, freilich nicht eingeübt. An ein Nachsehen hinter den Gauner her war natürlich nicht zu denken, auch wenn es der Schutz der Dame, die der Ritter nicht allein lassen durfte, erlaubt hätte. Doch hatte derselbe, so ärgerlich es auch war, wenigstens das Glück, das schmergeängstigte Fräulein, das seinen Ketter mit heißen Dankesmorten begrüßte, aus solchen Händen befreit zu haben.

Die Freude war aber um so größer, als die Weifensteiner Kunigunde und Friedrich von Stufen schon von Kindheit her sich gar wohl kannten; denn die Rittersleute von Weifenstein, wie auch von andern Burgen in der Umgegend, standen im freundschaftlichsten Verkehr mit ihrer Lehensherrschaft, dem Staufischen Grafenhaus, und das Fräulein und der junge Ritter hatten, wie oft! als Kinder miteinander gespielt, wenn die ritterlichen Familien sich Besuche abstatteten. Man mag sich daher wohl denken, mit welcher freudiger Ueberraschung Friedrich den glücklichen Zufall lobte, der es ihm vergönnt hatte, gerade seine Jugendgefährtin aus den Klauen des wüsten Gefindels zu befreien und so im rechten Augenblick, wie gerufen, zur Hülfe da gewesen zu sein. Kunigunde konnte ihm ja auch wohl behilflich sein, bei der Staufischen Damenwelt, besonders bei Bertha, wie er sich dachte, wieder in Gnaden und Ehren zu kommen, wenn man durch sie die Wahrheit erführe, wie es bei dem unglücklichen Abschied zugegangen war. So vergaß er für den Augenblick der erlittenen Mißgeschick und hörte mit größter Theilnahme der Erzählung Kunigundens zu, wie sie in die Hände der abscheulichen Buschflepper gefallen war, während Beide der Straße zuschritten, die auch bald erreicht war.

Aber welcher neuen heillofen Mißgeschick, das unsern Ritter traf! Das Pferd sammt Hut und Wehrgehang war verschwunden. Das scheußliche Diebspack, das Zigeunersvolf, hatte es fortgeführt, das war klar; es hatte auch bei dieser Gelegenheit wieder Alles, was nur möglich war, nicht vergessen mitlaufen zu lassen. Nicht zu beschreiben war freilich des Ritters Entrüstung und Beschämung, abermals der Genarrte, der Besiegte zu sein, von einer solchen Bande! auch war es ihm offenbar, daß heute Abend der Teufel sein Spiel trieb; jedoch zu machen war weiter nichts, denn dieser unmißbaren Bande im Walde nachzujagen, es wäre rein vergeblich

gewesen, und dann galt es vor Allem, die Dame in Sicherheit zu bringen. Es war dies eine unerläßliche Pflicht, die zugleich auch das Gute hatte, vom unnützen Unmuth abzulenken und alle Aufmerksamkeit zu beanspruchen.

So blieb denn Nichts übrig, als das Fräulein zurückzubegleiten nach Hohenstaufen. Aber es war an diesem Unglücksabend nun schon so, daß unserem Ritter ein Mißgeschick über das andere begegnete und ein Unstern den andern in Schatten stellte: nach Hohenstaufen zurück! Auch das wieder war freilich etwas ganz Schreckliches, in diesem Aufzug, so ohne Schwert und Roß, ohne Kopfbedeckung, welche Sammergestalt von einem Ritter, der eine Dame begleitete! hatte man so etwas Jämmerliches und Lächerliches jemals gesehen! Es war unserem Helden gerade so zu Muth, wie einem auf frischer That ertappten Mißthäter, der auf den Schauplatz seiner Schande zurücktransportirt wird, während Fräulein Kunigunde die Rolle des Gensdarmen spielte, der ihn einlieferte; aber da war rein Nichts zu machen, es mußte eben mitgegangen werden, geschehe was da wolle. Doch gab es im Uebrigen nicht viel Zeit für diese entsetzlichen Betrachtungen, da der Dienst der Dame, wie gesagt, des Ritters Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch nahm.

Kunigunde erzählte dem Jugendfreund nunmehr noch ausführlicher, wie es ihr ergangen war. Daß sie beim Blumenfuchen, etwas zu eifrig in den Wald hinein sich entfernend, in die Gewalt der Strolche gefallen und, wie das übrige Gefohlene, ebenfalls mit fortgeschleppt worden sei, hatte sie ihm schon erzählt. Nun aber erzählte sie ihm auch noch von ganz empörenden, wenn auch freilich ebenso lächerlichen Scenen, die sie im Zigeunerlager sich gezwungen fand mitanzusehen und dabei gar noch in der lächerlichsten wie unwürdigsten Rolle mitzuspielen. Als nämlich der glorreiche „Sieger“ über den Stufenritter, d. h. der elende Schelm, der ihm beim Ausreißen das nachgeworfene Schwert wegnahm, mit seiner herrlichen Kriegsbeute im Lager ankam, da sei ein unermesslicher Jubel unter dem Gefindel ausgebrochen, wobei dasselbe ein förmliches Fest feierte. „Kapsdrazel“, sagte der Hauptmann feierlich zu dem jungen Helden, „Du führst nicht umsonst den ehrenvollen Dienstinamen, den die Bande Dir beilegte. Dir gebührt für diese That der Ritterschlag, den ich Dir hiemit ertheile (wobei der Strolch niedertratete), und Dir auch geziemt mit Wahrheit und Recht der Ehrenkranz von schöner Hand, dessen der unwürdige Stufenritter, der schmachvoll besiegte, sich verlustig gemacht hat. Das edle Fräulein Kunigunde“

gunde von Weissenstein, welches Deine Helbenthaten bewundert, wird im Namen der ritterlichen Damen des Landes Dich als Sieger bekränzen." Und Kunigunde — o es war fast nicht auszusprechen, nicht wiederzuerzählen, sie mußte gehorchen, sonst hätten die wüsten Strolche mit ihren schmutzigen Prazen sie angefaßt und mit Gewalt genöthigt: sie mußte den struppichten Zigeunerskerl mit demselben Ehrenkranz umschmücken, den die edlen Fräulein für einen Ritter wie Friedrich von Stuißen, bestimmt hatten, was ja sie selbst hauptsächlich veranlaßt hatte! Es war unerträglich, über alle Maßen empörend und zugleich das Lächerlichste, was man sich denken konnte.

Für unsern Ritter war es wieder ein neues, ganz niederschmetterndes Mißgeschick, was Kunigunde ihm erzählte. Eben das grenzenlos Lächerliche, wie es mit seinem Ehrenkranz schließlich gegangen war, erschien ihm auch als ebenso grenzenlos schmachvoll und beschimpfend für seine Ritterehre. Das hohe Ehrenzeichen, womit edle Damenhand den berühmtesten der jungen Ritter Schwabens, „den Besten im Land“, den Sieger über das Herz der Hohenstaufen, bekränzen wollte, es war von Kunigundens Hand „im Namen der ritterlichen Fräulein des Landes“ — dem Zigeuner „Rapschrazel“ schließlich zu Theil geworden! das ging doch über alle Begriffe! Und das Erbärmlichste schien ihm noch das, daß er, als Ritter, bei dem scheußlichen Anfall der Strolche selbst auch zugegen war und das schmachvolle Schicksal des Kranzes nicht hatte verhindern können, ja im Gegentheil bei dieser Gelegenheit auf's Kläglichste entwaffnet, geplündert, überwunden und jetzt in diesem Aufzug, waffenlos, bloßköpfig nach Hohenstaufen eingeliefert wurde, um sich den Damen am Kaiserhof vorzustellen. Doch alles dies, so schauerhaft es auch war, es ließ sich einmal nicht ändern und mußte vor der Fürsorge und Theilnahme zurücktreten, welche ein Ritter der ihn begleitenden Dame unter allen Umständen schuldig war.

Friedrich fühlte aber auch in der That die größte Theilnahme für die arme Kunigunde, welche als Edelfräulein unter dem gräßlichen Gesindel so Empörendes hatte erdulden müssen. Und ihre Erzählung steigerte sich jetzt vom Empörenden förmlich in's Schreckliche, als sie mit stocdender Stimme ihm mittheilte, was nun noch weiter geschah: sie sollte nämlich den neuernannten „Ritter“ und bekränzten „Sieger“, den unnennbaren „Rapschrazel“ — auch noch als seine Dame — mit Hand und Herz beglücken!! nach der vorangegangenen Komödie erschien diese weitere Fortsetzung auch nur zu

regelrecht und folgerichtig. „Natürlich“, hatte der Hauptmann noch beigelegt, „natürlich würde dem bekränzten Ritter und Sieger, mit des Stuißers Schwert, das ihm zufiel, nun auch die Hand der Herzogstochter, Bertha's von Hohenstaufen, von Rechtswegen zukommen. Aber Bescheidenheit ist ja von jeher die alte Tugendzier unseres ruhmbedeckten Stammes; darum wirst Du, edler Ritter Rapschrazel, auch das hochgeborene Fräulein Kunigunde von Weissenstein nicht verschmähen, welches, Dich bewundernd, von Staufens Höhen herabstieg, um Dich minniglich zu bekränzen und mit Herz und Hand für Deine Thaten zu belohnen.“ Daraufhin sollte das arme Fräulein ganz nach edler Sitte dem drollig sich verbeugenden Strolch, hold zulächelnd, den Arm reichen, um zur Seite dieses Ritters mit der scheußlichen Bande weiter in den Wald hineinzuziehen. Aber das war für Kunigunden doch rein unmöglich; von heftigster Seelenangst erfüllt, erhob sie jetzt thätlichen Widerstand mit allen Kräften und rief dabei jammervoll um Hilfe und Rettung — als gerade noch im rechten Augenblick der liebe edle Jugendfreund, Friedrich, der Stuißenritter, dazukam und, mit Blitzesschnelle herbeieilend, dem schrecklichsten Schicksal sie entriß. „O welch' wunderbare Fügung, welches Glück!“ Die glücklich Gerettete fand nicht Worte genug, um alle ihre unendliche Dankbarkeit und Verehrung dem Jugendfreund auszudrücken, den sie fortan als den Stern ihres Lebens betrachten werde, das sonst im finsternen Verderben begraben worden wäre, und dem ihre heftigsten Gebete und Segenswünsche auf immerdar gewidmet sein sollten.

Kunigundens feurige Bethuerungen athmeten eine solche Innigkeit, sie waren so von Grund der Seele gesprochen, daß offenbare Wahrheit daraus hervorleuchtete, an welcher Niemand zweifeln konnte, wie es auch wir nicht können. Und doch, wir können ja leider nach dem Vorhererzählten gegen dieses Fräulein nicht ohne Verdacht sein. War es ja doch des Ravenssteiners Dame, an welche dieser seinen Schwefel- und Reibrief gerichtet hatte, der, wie wir sehen, so viele unglückliche Abenteuer für unsern Stuißenritter herbeiführte. Sollte da wirklich die Briefempfängerin, welcher gewiß eine Hauptrolle zugebracht war, ganz außer Spiel geblieben sein? Wir können es nicht recht glauben und stehen daher vor der räthselhaften Frage, wie sich dieser Verdacht mit der offenkundigen Wahrheit, die in den Worten des Fräuleins lag, zusammenreimt.

Da müssen wir nun einen Augenblick die Erzählung unterbrechen, um den Zusammenhang dieser Sache an's Licht zu



bringen. So traurig es auszusprechen ist, was der entrüstete Leser wohl vermuthet, es verhielt sich allerdings leider wirklich so, wie der Verdacht ahnen läßt: Kunigunde war nicht unschuldig und Alles, was sie bisher spielte — war nur Komödie; nur freilich eine viel feinere, als der rohe Ravensteiner sich etwa ausgedacht hatte. Dieser hatte ihr nur im Allgemeinen geschrieben, alles, was sie könne, aufzubieten, um Friedrich von Stuißen, wenn er nach Stausen käme, in eine spöttische Lage zu bringen und Mißverständnisse zwischen ihm und Bertha zu säen, wodurch er in seinem dermaligen Vorhaben scheitern werde und sich lieber dem Heereszug in's heil. Land anschließe; er stelle ihr zu diesem Zweck auch den Zigeunerhauptmann zur Verfügung, einen „bewährten Freund“ seines Hauses, auf dessen tiefste Verschwiegenheit und größte Zuverlässigkeit sie zählen könne; seine ganze Zukunft hänge davon ab, daß der Stuiser dem Kreuzzug sich anschließe, und Kunigunde möge deshalb den erhaltenen Auftrag einstweilen ja recht gut ausführen; daß der Hauptzweck erreicht werde, dafür wolle er dann schon selbst sorgen. Dies war der ganze Inhalt des Briefs. Im Uebrigen aber rechnete der Ritter mit allem Recht auf die seltene Geistesstärke Kunigundens und die ebenso große Verschmittheit des Gauners, den er schickte, so daß die Beiden mit irgendwelchen Mitteln ihre Sache schon recht machen würden. „Weiber“, dachte er, „die verstehen solche Sachen besser als ich, und der wackere Buschflepper, der Erzhallunke, der ist auch der richtige Mann dazu, wie sie ihn braucht. Möge ihnen dann, was etwa noch fehlt, der T. . . helfen! ha, ha . . .“ der Ravensteiner hielt hier zwar erschrocken inne, er glaubte ganz deutlich, wie ein Echo seines Wunsches, ein höllisches Lachen und „Amen“ zu hören, aber das schauerliche Gebet war schon gesprochen und der böse Feind gab mit vollen Händen seinen Segen dazu; denn er läßt sich niemals vergeblich anrufen und wir haben ja auch schon in der That gesehen, wie getreulich er mithilft, wie meisterlich er alle Umstände so lenkte und fügte, daß sie nicht ungeschickter und unglücklicher hätten ausfallen können, freilich auch so günstig und glücklich zugleich, als Bosheit und Schelmerei es nur wünschen konnten. So hatte Alles zusammengewirkt, menschliche Absicht, böse Eingebung und „Zufall“, wie wir es nennen, um des Ravensteiners schändlichen Plan zur glänzendsten Ausführung zu bringen. Als Anknüpfungspunkt diente das harmlose Vorhaben mit dem Ehrenkranz, auf welches die jungen Damen verfallen waren und welches Kunigunde gleich mit Feuerreifer

auffaßte und ausbeutete, um den Stuisenritter als „Helden“, wie die Hohenstaufer selbst gesagt, in ein recht lächerliches Licht zu bringen und dadurch an Bertha, der sie heftig grollte, die öffentliche Beschämung vor allen Fräulein mit gleicher Münze heimzuzahlen. Der Hauptmann aber hatte im Einverständnis mit dem Fräulein seine Leute zur geeigneten Dienstleistung instruiert und die Alte endlich bewirkte den plötzlichen Lärm im Schloßhof, damit die ruhmreiche Festlichkeit, welche so kläglich verruinirt werden sollte, nicht schon vorher durch Bertha's Anwesenheit verhindert werde. Daß Kunigunde dabei in die Hände der Zigeuner fiel und ein romantisches Stüchlein zur Aufführung brachte, wie ein Ritter eine Dame befreite, geschah natürlich ebenfalls mit Absicht und Verabredung. Uebrigens wie den übrigen Fräulein, nur nicht so harmlos, war es ihr vor allen andern um eine Unterhaltung mit dem Stuisenritter zu thun, und während also die andern auf dem freien offenen Tanzplatz sich froh versammelten, begab sich die grundgescheidte Kunigunde lieber in des stillen Waldes Gründe, unter die Zigeunerbande, um sich allda von dem Ritter befreien zu lassen und in seiner Begleitung, in ganz ungestörter und ausführlicher Unterhaltung, nach Hohenstausen zurückzukehren. Freilich hatte Kunigunde diese schöne Gelegenheit theuer genug erkaufen müssen und ganz abgesehen davon, daß sie als Ritterfräulein, wenn die schmähliche Sache auffam, unbedingt ihre Ehre vermirrt hatte, würde sie ein solches Abenteuer schwerlich zum zweitenmal probirt haben: denn um das Geheimniß vor der Bande nicht zu verräthen, hatte sie der Hauptmann, ihr „Freund“, ganz spöttisch und rücksichtslos, wie wir gesehen haben, behandeln müssen, als ob sie in der That seine Gefangene wäre, die er beim Blumensuchen hinwegschnappte, wobei es allerdings unentschieden blieb, ob nicht der schelmische Jauner auf eigene Rechnung noch einen besonderen Spaß zum Besten der Bande hinzuzufügen sich erlaubte. Wie dem aber auch sei, das empörende Begegniß mit „Ritter Rapschrazel“ hatte das Edelfräulein Kunigunde in Wirklichkeit durchmachen müssen und es war daher keine Verstellung, kein Spaß mehr, als sie so jämmerlich um Hilfe und Rettung aus den Krallen des „Ritters“ rief, dem sie bei dieser Gelegenheit zur Beute anheimzufallen drohte.

Es kam aber noch etwas höchst Bedeutendes in's Spiel, was Kunigundens Betheuerungen zur Wahrheit machte und ihr zur Ehre gereicht, wie es auch den ganzen Anschlag, den sie unternommen, und die Komödie, die sie gespielt, einiger-

maßen entschuldigen mag: sie liebte ihren Jugendgefährten, Friedrich von Stuißen aus vollem Herzen, sie hatte dessen ganzen Werth vermöge ihres hohen Verstandes gar wohl begriffen und hätte den armseligen Ravensteiner mit größtem Vergnügen laufen lassen, wenn es glückte, an seiner Stelle einen Stuißenritter zu erhaschen. Eben deshalb war sie auch mit solchem Feuereifer auf den ganzen Anschlag eingegangen, es war das gleiche Mittel, welches ebenfogut zu ihrem Zweck führte, wie es Ritter Hans für seinen Zweck anwenden wollte. Letzterem war es darum zu thun, den Stuißer aus dem Weg zu schaffen, um dann selbst als Stuißengraf und Freier Bertha's aufzutreten, natürlich mit Aufopferung Kunigundens, dieser aber, Bertha von ihrem Geliebten zu trennen, um selber ihn zu erobern, natürlich mit demselben Opfer wie umgekehrt. So kamen die beiden Liebenden, Kunigunde und Hans, in ganz ähnlichem Endzweck miteinander überein, so verschieden derselbe auch war, und das Mittel dazu war für's Nächste wenigstens das gleiche. Nur freilich in den Kreuzzug den Stuißenritter jagen, das wollte Kunigunde durchaus nicht; aber in rechte Mißverständnisse mit Bertha ihn hineinjagen, das wollte sie, um ihn dann, wie den Vogel in der Schlinge, einzufangen. —

Nach so fürchterlichen Abenteuern, wie sie Kunigunde bestanden hatte, um sich den Weg zu ihrem Ziele zu bahnen, war es um so weniger zu verwundern, daß das Feuer ihrer Herzenswünsche jetzt so lebhaft emporschlug und in ihren Dankesbezeugungen wiederstrahlte. Ebenso wenig war es aber auch Wunder zu nehmen, daß dem ritterliche Freund so große Dankbarkeit und Freude des Fräuleins nicht wenig zu Herzen ging und ihn mit tiefer Theilnahme erfüllte. Es gereichte ihm auch zu großem Trost in seinem Mißgeschick, daß ihm doch wenigstens die eine ritterliche That gelungen sei, die liebe alte Freundin dem schrecklichsten Schicksal zu entreißen und so wenigstens das Werthvollste, was die elende Bande mitnahm, eine Menschenseele, ihr wieder abgejagt und gerettet zu haben. Welche Täuschung freilich! O wenn Friedrich den wahren Sachverhalt hätte errathen können, wie ganz entgegengesetzt hätte er handeln müssen! So aber sagte er gerade, je mehr er getäuscht wurde, um so herzlicheres Vertrauen zu der Gefährtin seiner Kindheit, die ihm als glücklich Gerettete um so theurer wurde und es so gut mit ihm meinte, wie ihre heißen Dankesworte zu erkennen gaben; Kunigunde ersah ihm wie eine gute theilnehmende Schwester, ja wie ein helfender Engel, den zur rechten Zeit der Himmel schickte, um

in den obwaltenden Verlegenheiten, die so zarte Verhältnisse betrafen, guten Rath zu ertheilen.

So kam Friedrich bald in das vertraulichste und argloseste Gespräch mit seiner Begleiterin, wie als ob sie noch als Kinder einander ihre Erlebnisse erzählten. Er schilderte auf's Lebhafteste die jammervollen Mißgeschicke, die um Bertha's Liebe und aller Damen Achtung ihn zu bringen drohten, wobei, wie es zu geschehen pflegt, die Liebe ihn blind machte und in die bittersten Schmerzen stürzte, die bei ruhiger Ueberlegung kaum einen Sinn gehabt hätten und wegen so kleiner, harmloser Unfälle, was es im Grunde ja doch nur waren, gewiß nicht ernstlich begründet sein konnten. Kunigunde aber mußte sich bei dieser ernsthaften Schilderung so krampfhaft Mühe geben, das Lachen zurückzuhalten, daß ihr die hellen Thränen in die Augen traten, wodurch Friedrich, der es für tiefe Theilnahme ansah, nur wieder mit um so wärmerem Zutrauen erfüllt wurde, wenn es einer solchen Steigerung überhaupt noch bedurft hätte. „Du weinst ja, Kunigunde!“ sagte er überrascht und betrübt, „ist es denn aber wirklich so arg? O sage nur Alles! nicht wahr, Du glaubst auch, daß ein solcher Ritter, wie ich . . .“ „Nein, o nein, ich glaube es nicht“, fiel aber Kunigunde nun stürmisch in's Wort, jetzt auch wirkliche Thränen vergießend, „o zweifle nicht an mir, alter lieber Freund, ich weiß Alles und meine es ja so gut, ach, so herzensgut — aber . . .“ sie stockte, die Heuchelei war zu schändlich, und doch die Gelegenheit zu günstig, um das heillose Spiel aufzugeben — „doch nein, ich . . . ich bitte Dich, frage nicht weiter, ich will Dich nicht noch mehr betrüben“, fügte sie halblaut hinzu, voll innerer Qual über die namenlose Verstellung und Sünde. Der Stuißer hingegen wollte natürlich von so zarter Schonung nichts hören, dazu war er überhaupt der Mann nicht und jetzt am wenigsten in dieser Stimmung: er drang ungestüm auf volle Klarheit, möge sie ausfallen wie sie wolle, und erfuhr — nichts als Lug und Trug, nichts als Unglückliches und Entstelltes, was ihm die Heuchlerin, einmal im Zug, wenn auch unter vielem Zögern und Stocken, in grellsten Farben vor Augen malte. Erst an diesem Morgen, so brachte Friedrich heraus, habe Bertha vor allen ihren Fräulein „hoch und heilig betheuert“, daß „nur ein Held“ derjenige Ritter sein dürfe, dem eine Hohenstaufin ihre Hand vergebe, wobei die Verläumderin so that, als ob es ganz unbestimmt gewesen wäre, welchen Ritter Bertha meinte, ja sogar ganz wahrscheinlich, daß sie ihn nicht meinte und auszuschließen drohte, wie das in dem

fatalen Wörtlein „nur“ angefündigt schien. In demselben falschen Dichte erschien auch die verunglückte Festlichkeit auf dem Tanzplatz: es stellte sich so heraus, als ob die wohlwollenden Hofdamen dem also bedrohten Ritter in der Gunst ihrer Herrin hätten nachhelfen wollen, indem sie ihn als den Glücklichen bezeichneten und bekränzten, dem die hohe Herzogstochter trotz alledem als dem Würdigsten, ohne weitere Bedenken den Preis zuerkennen dürfe und solle, wie als ob dies in Folge des Ausspruchs Bertha's gar sehr in der Frage und in der Schwere gestanden hätte und ein solches Zuhilfenommen von Seite der gesammten Damenschafft als ganz nothwendig erschienen wäre. „Ach, wir hatten es ja so gut gemeint, jetzt aber . . .“ schluchzte Kunigunde, und dann vermochte sie Nichts mehr herauszubringen, die Heuchelei war zu groß. Aber gerade weil sie nur so stockend, so äußerst widerstrebend und sich Gewalt anthuend gesprochen hatte und jetzt am Ende, wie unter der Last ihrer Bekümmerniß, vollends gänzlich mit wildem Schluchzen in ihrer Rede ersticke — denn theils so schrecklich zu lügen, theils krampfhaft das Lachen zu unterdrücken, kostete sie die äußerste Anstrengung, während der Sturm ihrer Herzensgefühle in Thränenströmen ausbrach — eben darum schenkte der verblendete Ritter ihren Worten nur um so volleren Glauben und ließ sich nicht den mindesten Zweifel an der Wahrheit derselben beifallen. „Jetzt aber?“ wiederholte er dumpf — „ist Alles aus.“ Kunigunde schluchzte noch wilder und krampfhafter, der tiefe Schmerz Friedrichs that ihr doch allzu weh und sie hätte sich gar verrathen, wenn nicht in diesem Augenblick zwei Bewaffnete von Hohenstaufen in den Weg getreten wären.

Damit war alles Weitere abgeschnitten. Nur ein Moment noch und Kunigunde hätte ihre abscheuliche, unerträgliche Maske, von Reue und Liebe dahingerissen, hinweggeworfen, die ganze trübe Gaukelei von trügerischen Vorspiegelungen und Einbildungen wäre dahingeschwunden und die einfache, vernünftige Wahrheit in ihrem reinen Glanze wäre zu Tage getreten. Aber so geht es oft im Leben: an der Entscheidung eines Augenblicks hängt oft ein ganzes Menschenschicksal. Noch einmal freilich hätte es sich anders wenden können, wenn der Ritter kurzweg und gradaus mit Kunigunden nach Hohenstaufen zurückgekehrt wäre, um mit der ganzen Placerei, sei es so oder so, fertig zu werden und ins Klare zu kommen. Die staufischen Dienstleute, welche den Staufer Ritter wohl erstaunt, aber freudig und ehrerbietig begrüßten, ließen es auch

an freundlich bescheidenem Zuspruch nicht fehlen, nachdem sie aus den verlegenen Worten des Ritters und den Erklärungen des Fräuleins so ungefähr in Erfahrung gebracht hatten, wie es gegangen sei. Doch der Staufer in seiner Verwirrung ersah bei dieser Begegnung Nichts, als die glückliche Gelegenheit loszukommen und die ihm so überaus peinliche Rückkehr zu vermeiden; Kunigunde hatte ja nun Schutz und Begleitung und sie war es auch gar gern einverstanden, nachdem sie die augenblickliche Reue überwunden hatte. So verabschiedete sich der unglückliche Ritter, mit dem Pfeil der Verleumdung im Herzen, rasch und kurz und stürmte seines Weges in dem Walde dahin, ohne auf den Zuspruch der wackeren Staufenteute weiter zu achten, die ihm gerne wenigstens Schwert und Stahlhaube zur Heimkehr geliehen hätten. Der elenden Sügnerin wurde es angst und schwer ums Herz, aber es war — zu spät.

Zur gleichen Abendstunde fand im hohen Rittersaal des Rechenberger Schlosses ein großes festliches Gelage statt. Es hatte sich fast die gesammte Ritterchaft der Umgegend dort eingefunden, um zum letztenmal vor Beginn der Geerfahrt ins Morgenland bei frohem Becherklang zusammen zu kommen und an heimathlicher Stätte sich miteinander zu freuen, ehe das gähnende Grab im fernen Osten, wie voraussichtlich, so viele unter ihnen verschlingen würde. Das Herzogthum Schwaben, das Stammland Kaiser Rothbart's, lieferte ihm natürlich die meisten Streiter, insbesondere aber hatten die Ritter im Hohenstaufengau, wen nicht zwingende Umstände zurückhielten, allesammt mit dem Rothbart das Kreuz genommen, um den bejahrten kaiserlichen Herrn in den wilden Heidenkämpfen mit ihren Leibern zu decken. Die Mehrzahl der Versammelten trug daher das heilige Zeichen auf der Schulter oder Brust und es waren dies die frohesten, lebhaftesten bei Festgelage und Becherklang, während die übrigen, die zur Abschiedsfeier sich eingefunden hatten, mehr nur still und schweigend dreinschauten, neidisch und traurig darüber, daß sie dabei bleiben mußten und nicht mitziehen und mitkämpfen durften, wie es bei so großer und heiliger Veranlassung einem christlichen Rittersmann ziemte.

Am untern Ende der Tafel hatte der Ravensteiner mit einigen befreundeten jungen Rittersn Platz genommen. Es waren lauter solche von ähnlichem Schlag, wenn nicht gerade Schurken, doch unbedachte und leichtfertige junge Leute, die es mit Wort und That nicht gar genau nahmen. Alle hatten das Kreuz genommen, wobei freilich die verschiedenen Beweggründe, wenn man sie

näher untersucht hätte, nicht besonders viel Werth gewesen wären. Der Schlimmste unter diesen Kreuzrittern war ohne Zweifel der Ravensteiner und, wie es leider gewöhnlich der Fall ist — zugleich auch der angesehenste. Er mußte eine besonders gute Nachricht erhalten haben, zu deren Entgegennahme ihn sein Leibknappe eine Zeitlang abgerufen hatte; denn er benahm sich am lustigsten und lautesten von der ganzen Versammlung, lachte, trank und jubelte wie toll, daß es jetzt in's Feld gehe, und brachte die spasshaftesten großartigsten Trinksprüche dar, wobei er sämtliche Heiden Ostiens todzuschlagen sich vermaß und höchstens den Sultan Saladin übrig lassen wollte, um ihn als Gefangenen dem Burgfräulein von Rechberg zu zeigen, welches die kreisenden Lumpen füllte und beim Ravensteiner die meiste Arbeit hatte. Dessen Freunde bekamen dadurch nur einen um so größeren Respekt vor ihrem gewaltigen Sprecher und ließen es nicht an rauschendem Beifall fehlen, während freilich die übrigen Ritter nicht ohne Unmuth und Kopfschütteln einem so ausgelassenen Wesen bei so ernster Veranlassung zusahen, doch es mehr nur der unbesonnenen Jugend zuschrieben, als daß sie etwas Böses darin gesucht hätten.

Am Ende wäre dieses Treiben aber doch zu toll geworden, man hätte dem Ravensteiner Ruhe geboten und eine heilsame tüchtige Demüthigung, die ihm allen weiteren Anflug abgethan hätte, wäre nicht ausgeblieben, wenn nicht, um dies leider zu verhindern, eine Aufsehen erregende Unterbrechung eingetreten wäre: es erschien nämlich, eiligst herzuweilend, ein Rechbergischer Knappe unter der Thüre, welcher die Meldung brachte, daß unten im Weiler (wo die Dienstkleute wohnten) eine große Bewegung und Erwartung herrsche: wie die allgemeine Rede gehe, „hätten Zigeuner den jungen Ritter von Stuißen auf dem Heimweg von Hohenstaufen angefallen, überwältigt, ausgeplündert, ja ihm das Schwert zerbrochen und ihn ohne Pferd und Waffen wieder laufen lassen. Es sei freilich unglaublich, aber er selbst hatte das ihm wohlbekannte zerbrochene Schwert und den Hut des Ritters gesehen, welche zum allgemeinen Erstaunen unter den Kriegersleuten im Wirthshaus herumgezeigt würden. Man kann sich leicht vorstellen, welch' ein Aufsehen diese seltsame Botenschaft unter der ritterlichen Versammlung erregte. Doch der Burgherr, Conrad von Rechberg, ein alter treuer Freund von Friedrichs Vater, hatte sich schnell gefaßt: „So kann das nicht sein,“ rief er mit mächtiger Stimme in den Tumult hinein, „und wenn des Stuißens Schwert zerbrochen auf dem Tisch hier

läge, so behaupte ich, Conrad von Rechberg: das ist eitel Trug und Schein. Und so Jemand anders behauptet, dem stehe ich zum Beweise bereit mit meinem eigenen guten Schwert.“ Niemand erhob einen Widerspruch, die ganze Versammlung zollte vielmehr dem wohlgesprochenen Worte des Rechbergers feurigsten Beifall und der Ravensteiner hätte sich's nicht verwogen, nur das mindeste zweifelhafte Wörtlein zu äußern, so gern er es auch gethan hätte. Selbst als zur allgemeinen staunenden Ueberraschung ein zweiter Knappe des Stuißers Schwert und Hut und Wehrgehäng überbrachte, änderte das Nichts an der Sachlage: „Hier liegt unseres Freundes Waffenschmud und Ritterehre“, sagte der Rechberger unentwegt, die Gegenstände gelassen auf den Tisch legend. „Ich bleibe bei meinem Wort. Doch geduldet Euch ein wenig, edle Herren! ich werde nachschauen und nicht ruhen, bis dieses Blendwerk des Teufels zu Schanden geworden ist.“ Damit entfernte sich der Burgherr, bestieg sein Pferd und eilte zum Weiler hinab, um daselbst die nöthige Untersuchung vorzunehmen.

Wie auf der Burg Hohenrechberg, so ging es auch im Weiler unten an diesem Abend gar lebhaft zu und das einzige Wirthshaus vermochte die Menge der Gäste bei Weitem nicht zu fassen, so daß man zu ihrer Bewirthung eigens Tische aus rohen Brettern der Straße entlang aufgeschlagen hatte, wie das in der schönen Maienzeit ja ganz gut zu machen war. Bei Gelegenheit der ritterlichen Versammlung auf dem Schlosse ergab es sich von selbst, daß überhaupt noch einmal eine allgemeine Zusammenkunft von Kreuzfahrern und Waffenleuten stattfand, ehe der gewaltige Heereszug in's Morgenland seinen Anfang nahm. Von den Dienstkleuten der Burgen waren die Knappen, welche ihre Ritter begleiteten, ohnehin schon zur Stelle und ganz selbstverständlich war es auch, daß die Wehrleute vom Heerbann\*), nachdem die Waffenübungen auf der Berghöhe beendet waren, bei dieser Gelegen-

\*) Zum deutschen „Heerbann“ oder Heeresverband gehörten nur die „Edlen“ und die „Freien.“ Auch die letzteren (Freisassen) waren im früheren Mittelalter noch sehr zahlreich, ehe die Verflechtung des Bauernvolkes überhand nahm, wie dies der Verfall Deutschlands mit sich brachte. Der freie Bauer von damals war noch „Schwert- und schilbbürrig“, d. h. dem Ritter gleich an Ehre der freien Geburt und des Waffentragens, daher auch, wie dieser, zum Kriegsdienst verpflichtet, wo er (wie der Bürger der Städte) das Fußvolk bildete. Außerdem gab es noch Hörige und Knechte, die es aber gar nicht schlecht hatten, vom Kriegsdienst frei waren und als „Knappen“ oder „Reisige“ nur freiwillig, als „Handwerksknechten“ wie wir uns heute ausdrücken, in Dienste traten.

heit noch unten im Weiler einkehrten. An Freunden und Verwandten der ausziehenden Streiter fehlte es natürlich auch nicht und so gestaltete sich die Zusammenkunft der Ritter zu einem allgemeinen Abschiedsfest für die ganze Gegend, und, wie sich von selbst verstand, auch auf allgemeine Kosten; denn zu jener Zeit herrschte noch Ueberfluß an Speise und Trank, auch der Arme lebte unvergleichlich besser, als heute, und wenn es irgendwo ein Fest gab, was sehr häufig geschah, so konnte von einer umständlichen Rechnerei für jeden Einzelnen gar keine Rede sein, was auch schon deshalb unmöglich gewesen wäre, weil es noch sehr wenig Geld gab. Um so mehr aber gab es sonst Alles, was der Mensch braucht, und daher ging es mit dem Zusammenfließen der Mittel für allgemeine Festlichkeiten ganz flott, mochten es auch meist nur Naturalien sein und nach gut altheutischem Herkommen nur beliebige Spenden, was die Vermöglicheren herbeilieferten, während die Armen freitisch hatten.\*) So war es auch heute Abend der Fall: das reiche Kloster Lorch hatte für diesmal die gesammte Bewirthung des zusammengeströmten Volkes übernommen, während der Rechberger seine ritterlichen Gäste sicherlich auch nicht Hunger und Durst leiden ließ.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß der schlechte Ravensteiner bei dieser Gelegenheit seinen Haupttrumpf gegen den Staufennitter auszuspielen gedachte, um ihn in den Kreuzzug hinzuziehen. Er wußte es ja, daß dieser, von Staufenzurück, vorüber kommen müsse, und rechnete darauf, ihn zur Theilnahme am Festgelage zu veranlassen, was mit Rücksicht auf die gesammte Ritterschaft nicht wohl auszuschlagen war oder vielmehr ohnehin schon hätte geschehen sollen und nur durch den Besuch in Hohenstaufen verzögert worden war. Nun aber kam der Staufer vollends gar in solchem Aufzug! natürlich wußte dessen heimtückisch lauender Nebenbuhler schon Alles, wie es gegangen war, welche gloriose Vorarbeit die elende Rotte, die er dem Arglosen auf den Hals hegte, schon vollbracht hatte und wie sein treues Lieb, die unvergleichliche Kunigunde, sich endlich noch „befreien“ ließ, um dem herrlichen Meisterstücklein von Schelmerei die Krone aufzusetzen! Der Ravensteiner vermochte bei so ausgezeichneten

\*) Bei der Hochzeit Herzog Ulrichs von Württemberg (im 16. Jahrhundert) floß der Wein aus öffentlich errichteten Brunnen in Strömen, die Bürger Stuttgarts feierten überdies in ihren Häusern 14tägige Festlichkeiten und der Aufwand und Verbrauch, worüber die Chroniken berichten, war für heutige Begriffe fabelhaft. Dem deutschen Volk ging es zu gut. Darum brachen die Stürme der Kirchenspaltung und die Verwüstungen des 30jährigen Kriegs herein, welche Alles vernichteten.

Nachrichten sich kaum zu fassen vor Lachen und Lust, und daher auch sein tolles Benehmen bei dem Festgelag im Rittersaal. Da könne es ja gar nicht mehr fehlen, dachte er, wenn der genarrte, bestohlene, betrogene Staufer in seinem kläglichen Zustand nun gar vollends vor allem Volk und der Ritterschaft zum allgemeinen Spott und Hohn sich sehen lassen müsse. Immerhin hatte der Ravensteiner sich diesmal arg verrechnet und schon hatte er zu seinem großen Unmuth die Erfahrung machen müssen, daß wenigstens bei den Rittern der ganze Schwindel gar nicht ziehen wollte.

Friedrich, der Staufer, schritt indeß, düster in sich gefehrt, durch den dunklen Wald dahin. Die Sonne war untergegangen, auch in seinem Innern war es dunkel. Verwirrt durch allzu empfindliche Eitelkeit, verblendet durch zu unruhige Liebe und zu arg getäuscht durch höllische Gaukelei und Falschheit der Menschen, erschien ihm die Abwendung und der Verlust von Bertha's Herz wie eine ausgemachte Sache. In seiner irrenden Phantasie erschien ihm Bertha als viel zu hochstehend für seine Wünsche, wie die Sterne der Nacht, die unerreichbar am Abendhimmel glänzten. Er suchte die Erinnerungen zusammen, was Bertha gesprochen, und Alles stellte sich in dem falschen und trüglichen Lichte dar, womit die Verleumderin und der böse Feind ihn blendeten. Ja, es war klar: jene auffallend „gleichgültige“ Zurückhaltung, welche die Geliebte anfänglich an den Tag legte, jene „holze“ Unterlassung von Vorwürfen über sein Ausbleiben, die ihm doch mit so gutem Recht hätten zukommen sollen, endlich das plötzlich ausflammende Feuer, als auf den Helbenruhm der Kreuzritter die Rede kam, alles schien übereinzustimmen mit dem, was ja auch „die gute Kunigunde“ unter so bitterem Leidwesen zu bestätigen sich genöthigt sah. Und wenn Bertha den christlichen Gehorsam als Höchstes schätzte, wie Friedrich nicht zweifelte, ach so war dies nur ein allgemeiner Glaube, der sich nicht auf ihn bezog, sie dachte nicht so hoch von ihm, es schien unmöglich und das Gegentheil schien ja ganz einleuchtend zu Tage getreten zu sein. So irrte unser Ritter ganz im Dunkeln dahin, das göttliche Licht der Vernunft war ihm entschwunden und nur Irrlichter der Hölle umgaukelten seinen Weg mit ihrem trügerischen Schimmer; denn es war die Stunde der Prüfung, die er bestehen sollte. Doch das Eine sagte ihm die getreue Stimme Gottes mit größter Bestimmtheit: „übe Gehorsam, auch wenn alles verloren geht, und nicht um des Lohnes Willen an irdischem Glück!“ Friedrich trat nun aus dem Wald. Rechbergs hochragende

Burg und das bescheidene Weilerlein zu ihren Füßen lagen vor seinen Blicken, Abenddämmerung umschleierte Höhen und Thäler und des Vollmonds liebliche Leuchte erglänzte schon über der Frühlingslandschaft. Brausend und wogend in den ernsten Gefängen der Kreuzfahrer schlugen ihm die mächtigen Klänge des festlichen Gelages entgegen, welches der angezündeten Fackeln flammender Schein malerisch umschimmerte, während von der Burg herab die hellerleuchteten Fenster des Rittersaals dem einsamen Wanderer grüßend zuwinkten.

Sollte er etwa in dem spöttischen Zustand, wie er von Stausen zurückkam, lieber einen Seitenpfad einschlagen und sich vorübereschleichen? Nimmermehr. Er hatte sich völlig geändert und der Sturm in seiner Seele warf sich jetzt in die entgegengesetzte Richtung: aus dem zartfühlenden und verzagenden Jüngling, wenn ihm die höhere Macht der Damen entgegentrat, war nun wieder der völlig furchtlose und eiserne Ritter geworden, wo es galt, Männern gegenüberzutreten. Nur ging dies freilich um ebenso vieles wieder zu weit, als vorher das Entgegengesetzte, wie es überhaupt die menschliche Schwäche so mit sich bringt. Denn wo Einer etwas fehlerhaft Uebertriebenes in seinem Charakter besitzt, da darf man sicher sein, daß auch der Gegenfehler vorhanden ist und daß das gestörte Gleichgewicht ebenso auf dieser, wie auf jener Seite sich zeigen wird.

Ohne alle Umstände, ganz nur der stolze Staufengraf, trat somit Friedrich unter die erstaunte, verblüffte Menge hinein, von welcher die Nächstzenden ganz überrascht zwar, doch ehrerbietig, zum Gruße sich erhoben, welches Beispiel sofort allgemeine Nachahmung fand. Denn das dunkle Bewußtsein der Wahrheit, welches in jeder Menschenbrust schlummert, zeigt sich in solchem Fall doch mächtiger, als selbst das hellste und einleuchtendste lügnische Gaukelwerk. Es folgte nun ein Augenblick der Stille und Erwartung, wie wenn der Staufensritter jetzt eine Rede halten und seine seltsamen Erlebnisse erzählen würde. Dieser aber ergriff ganz unbefümmert um alles Uebrige den nächst vor ihm stehenden Lumpen eines Freisaken, erhob ihn zutrinkend zum Gruße gegen die Menge hin und leerte ihn auf Einen Zug; denn, wie leicht erklärlich, war der Durst des Ritters nicht gering. Das sagte den versammelten Wehrmännern \*) (oder Germanen)

\*) „Wehrmännern“ sind Germanen, wie die Römer die alten Deutschen nannten. Daß das anlautende W in G überging, liegt in dem Unterschiede der Sprachen; denn die gallische Sprache, aus welcher die Römer das Wort entnahmen, hat allgemein im Aulaut die Aussprache G, wo die

mehr, als noch so viele Worte hätten thun können, und die Antwort war ein mächtig erdonnendes „Hoch der Staufensritter!“ in welches die Versammlung jubelnd ausbrach. „Nieder mit den Glenden, die einen solchen Ritter verleumden wollen“, so hörte man auch vielfach den drohenden Ruf aus dem Munde härtinger Wehrleute, denen vorher spöttische Ausrufungen zu Ohren gekommen sein mochten. Der Staufer aber wollte sich nicht weiter aufhalten, noch mochte er sich die geringste Mühe geben, das Ungewöhnliche in seinem Aeußern zu erklären. „Schafft mir Schwert und Hut“, befahl er kurz, grüßte herablassend und wandte sich unverweilt der Burg zu, nachdem dienstfertige Hände mit wetteifernder Schnelle das Verlangte überreicht hatten. Gleichzeitig er schien aber auch Ritter Konrad von Rechberg und hatte eine große Freude, seinen jungen Freund gleich hier zu treffen, wodurch weitere Nachforschungen überflüssig wurden.

Nach kurzer Zeit stand Friedrich im hellerleuchteten Ritteraal des Rechberger Schlosses, in Mitte der nicht wenig überraschten, stürmisch grüßenden und fragenden Ritterchaft, während er zur eigenen großen Ueberraschung sein zerbrochenes Schwert auf dem Tisch liegen sah. Doch auch diesmal wurde des Ravensteiners Berechnung völlig vereitelt. Der Rechberger, der auf dem Hinweg zur Burg das Wesentliche schon erfahren hatte, berichtete in wenigen passenden Worten, wie es mit der seltsamen Sache eigentlich gegangen sei, alles Weitere ergab sich von selbst und bald gewann die Unterhaltung wieder ihren regelmäßigen Gang, nur heiterer und lebhafter als vorher; denn man lachte und scherzte natürlich nicht wenig darüber, welch' heillose Mißgeschick doch auch dem tapfersten Rittersmann begegnen könnten, wenn Damen in's Spiel kämen. Friedrich aber saß still und träumend, das Herz war ihm gar zu schwer.

deutsche w ausspricht, oder umgekehrt. So hieß auch „gallisch“ zu deutsch „wallisch“ oder wällisch, daher heute noch: die Wällschen. „Wehrmännern“ war aber nur der Kriegsname der alten Deutschen, ähnlich wie sich die Römer auch Quiriten nannten, was dasselbe bedeutet, oder wie heute noch die Schweizer auch Eidgenossen, dem Ausland gegenüber. Für sich nannten sich die „Germanen“ die „Deutschen“, d. h. Nachkommen des Gottes Teut, von dessen Sohne Man sie ihre Abstammung herleiteten. „Teut“ (Nichtgeist, lateinisch deus, griechisch Zeus u. s. w.) bedeutet aber Gott überhaupt und von seinem Sohn „Man“ stammen die „Manschen“, die Menschen überhaupt. „Teutisch“ oder deutsch ist Ehrengabezeichnung und „deutsch reden“ heißt auch heute noch, so viel als wahrhaft reden, wie überhaupt die Bezeichnung deutsch (deutsche Partei!) den Inbegriff alles Rechts, Wahrhaften und Herrlichen bildet, oder wenigstens bilden soll.

Die Zusammenkunft der Ritter auf dem Schlosse Hohenrechberg in so ernster Zeit hatte aber selbstverständlich nicht die bloße Gemüthlichkeit zum Zweck. Wie es die Lage der Dinge mit sich brachte, handelte es sich zugleich um die ernstesten Beschlüsse und Maßregeln, welche der Heereszug in's Morgenland erheischte. Nur noch um wenige Tage nahte der festgesetzte Zeitpunkt, wo die wehrbare Mannschaft des Staufengauges mit Ross und Wagen aufbrechen sollte, um zu dem großen deutschen Heere zu stoßen, welches unter Kaiser Rothbarts Oberbefehl bei Regensburg sich sammelte. Wohlgerüstet und vorgesorgt stand zwar schon Alles bereit oder gelangte wenigstens bis zum Tage des Aufbruchs zur voraussichtlichen Vollendung; nun aber sollte auch Alles, was die Ordnung des Zuges, die Obliegenheiten der einzelnen Ritter, die Reihenfolge der Fähnlein u. anlangte, gehörig berathen, ausgemacht und festgestellt werden. Der Ernst und die Heiligkeit der Sache, um die es sich handelte, machte die sonst so schwierige Vereinbarung in diesem Fall sehr leicht, da die versammelten Kreuzesritter es wetterfernd für Ehrensache anjahen, in einem solchen Kriegszug nach dem Beispiel des Erlösers lieber gehorchen, als befehlen zu wollen.

Die ganze Ordnung der bevorstehenden Heerfahrt war somit schon festgestellt, als Friedrich von Staufen inmitten der Versammlung erschien. Daß derselbe nach kaiserlicher Verfügung im Lande bleiben werde, um seinem Vater, als Grafen, zur Seite zu stehen und mit starkem Arme Recht, Ordnung und Landfriede zu schützen, galt als selbstverständliche Sache, worüber auch Niemand weiter ein Wort verlor. Man wußte ja allgemein, wie hart es den jungen feurigen Ritter ankam, und achtete deshalb darauf, lieber gar nichts davon zu sprechen, um ihn nicht unnöthig noch mehr zu betrüben. Dies war aber weder nach dem Sinn des stürmisch bewegten Staufers, noch des tüchtig lauernnden Ravensteiners. Dem ersteren in seiner Uebertriebenheit kam diese ritterliche Zurückhaltung fast als Verächtlichkeit vor, wie als ob man sein weibisches Dabeimbleiben gar keines weiteren Wortes würdigen wolle, dem letzteren war sie ein unangenehmer Duerstich durch seine niederträchtigen Anschläge. Da er aber an dem bleichen und verfürten Aussehen Friedrichs wohl bemerkte, wie heftig sein Herz tobte und wie sehr die Unglücksabenteuer mit Damen, worin er ihn hineingebracht, gewirkt hatten, so scheute er trotz aller Ungunst der Umstände nicht zurück, es lieber auf das Aeußerste ankommen zu lassen, als

darauf zu verzichten, seinem so wohlgelungenem Anschläge vollends die Krone aufzusetzen. Freilich gehörte in nicht geringem Maß schon eine Art Muth dazu, um eine solche Frechheit zu wagen, denn die alten ritterlichen Deutschen von damals waren noch rasch und lebhaft im Handeln, jeden Augenblick zu That und Schlag bereit und noch nicht so rücksichtsvoll gegen Niedertracht und Suberei, wie heutzutage; aber in seiner wilden Bosheit und Betrunktheit achtete der Ravensteiner auf Nichts mehr. So begann er denn mit seinen Freunden eine lärmende Unterhaltung über das Fehlen des tapferen Staufers, wenn es in's Feld ginge. Das sei doch ewig jammer und schade. „Ein solcher Ritter gehört zum Heer, sage ich“, schrie er mit der Faust auf den Tisch schlagend, daß man es allgemein hörte. Auch Friedrich, der ganz am andern Ende saß, hörte es und wurde dadurch plötzlich aus seinem düsternen Brüten emporgerissen. „D, daß ich doch mit dürfte“, brach er voll stürmischen Schmerzes heraus, mehr nur mit sich selbst redend, aber so laut und feurig zugleich, wie sein gepreßtes Herz erheischte. Es entstand eine drohende Bewegung, ein Aufruhr, aber der Ravensteiner schrie mit übertönender Stimme entgegen: „Was — dürfte? sage doch „wollte“, lieber Freund! aber freilich . . .“ Weiter kam er nicht, denn schon hatte ein Ritter an der Kehle ihn gepackt und es wäre das tollste Handgemenge entstanden, hätte nicht der Burgherr sofort sein Hausrecht geltend gemacht, welches als heilig galt und nach den Sitten der Zeit, wie es auch sehr nothwendig war, unbedingte Anerkennung forderte.

„Ruhe, im Namen des Burgfriedens“, gebot er, auch dem heftig auffspringenden Staufer Schweigen auferlegend. „Wie Ihr wißt, edle Herren, bindet Gehorsam gegen Vater und Kaiser den Willen und das Schwert des Grafen Friedrich aus Staufens Helmenstamm. Ritter von Ravenstein, wie meiner Ihr also Eure Behauptung?“ „Nun ja, ich meinte ja nur, es gäbe noch Höheres als Gehorsam“, antwortete dieser, obgleich voll Wuth, doch mit tüchtiger Ruhe. „Und das wäre?“ frug jetzt Friedrich heftig, den Athem anhaltend. „Nun denn, ein Gelübde zum Beispiel, das geht über alles.“ Es trat ein Augenblick der Stille ein, denn die Heiligkeit eines Gelübdes, wie es die Kreuzfahrer ja alle schon abgelegt hatten, schien in der That das Höchste. „Ja, ja, ein Gelübde, das wäre es“, stimmten die Freunde des Ravensteiners ermuthigt bei. Dieser aber in seiner Wuth brach jetzt blindlings in Hohn und Uebermuth aus: „ja freilich, das wär's, aber sag's nur offen, Fritz: ja, ja, den gehorjamen Sohn

spielen und heirathen. . . ha, ha . . . ja, ja . . .“ Er sprach sehr hastig, fast bellend und ganz von Sinnen; aber es war auch noth, schnell zu sprechen, denn des Stuißers eiserne Faust machte ein jähes Ende.

Mit Blitzschnelle, ehe ein Dazwischentreten möglich war, erfolgte nun ein toller Auftritt, wobei die beiden jungen Ritter, jetzt offene Feinde, in wildem Kampfe sich begegneten. An gewaltiger Größe und Stärke war Hans von Ravenstein, ebenfalls aus altem Heldenstamm\*), seinem Gegner keineswegs nachstehend und es war ihm daher ein Leichtes, den noch so wüchtigen Faustschlag desselben, auf den er sich vorgelesen hatte, mit dem Arm abzuwehren. Gleichzeitig hatte er aber auch schon den Dolch gezückt und stürzte wie ein Tiger auf den Stuißer, einen furchtbaren Stoß nach dessen Brust führend, so daß sofort auch das Blut ausspritzte. Jedoch wieder im selben Augenblick sah man den Ravensteiner auch schon langhin zu Boden fliegen, dröhnend mit der Stirne auf den Eichenstielen des Ritterjaales aufschlagend. Des Stuißers wunderbare Geschicklichkeit in jeder Art Kampf hatte sich wieder vollkommen bewährt. Den Dolchstoß, der sein Herz treffen sollte, blitzschnell zur Seite schlagend, daß ihm der tüchtige Stahl nur die Brust streifte, benützte er zugleich das ungehobene Vorstürzen und Zustoßen seines Gegners, um denselben mit desto größerer Gewalt zum Falle zu bringen, indem er ihn, am Halskragen fassend, noch weiter nach vornwärts riß und auf diese Weise unwiderstehlich dahinschleuderte.

Eine so blitzschnell abgemachte Strafvollstreckung an dem Verleumder konnte natürlich nicht verfehlen, den gewaltigsten Beifallssturm hervorzurufen, den man sich nur denken konnte. Galt ja doch die handfeste Tapferkeit und Ueberlegenheit im Kampf, außer den christlichen Tugenden, als das Höchste, was den Ritter zierte! und dazu kam noch der allgemeine Glaube jener Zeit an das „Gottesurtheil“, dem zufolge man annahm, daß in solch' entscheidenden Fällen, wo es sich um Leben und Tod handelte, unmittelbar der Allerhöchste das Gericht vollziehe, indem er der gerechten Sache den Sieg verleihe. Man umringte daher unter den feurigsten Lobsprüchen den allge-

\*) Die Vornehmsten bei den alten Deutschen, denen man direkte Abstammung von Teut zuschrieb, waren zugleich an Körpergestalt die hervorragendsten. So erzählt uns z. B. die römische Berichterstatterin von einem Teutonerkönig „Teutohocus“, daß derselbe über sechs nebeneinandergestellte Pferde hinwegsprang.

mein beliebten „frommen“\*) Ritter von Stuißen, schüttelte ihm kräftig die Hand und beglückwünschte ihn auf's Herzlichste wegen der ausgezeichneten „Frömmigkeit“, womit er seine Ehre gewahrt, während das edle Fräulein von Rechberg mit Wasser und Stinzenzeug herzuwellte, um die blutströmende Wunde zu stillen.

Als nun aber der niedergeschmetterte Ravensteiner, an der Stirne blutend und taumelnd, sich wieder erhob, veranstaltete der Rechberger sofort ein strenges Nachgericht über ihn, nach allen Formen der ritterlichen Rechtspflege. Zwei Ritter stellten sich ihm zur Seite, um für ruhiges Verhalten Gewährschaft zu leisten, und die übrigen traten in Reihe und Ordnung, während der von Rechberg „kraft kaiserlicher Vollmacht“ und als „vorgesezter Kriegsoberster des christlichen Heerbanns vom Staufengau“ den feierlichen Ausdruck that, daß Hans von Ravenstein „wegen klärllich erwiesener bösslicher und fälschlicher Verleumdung und schwerster Kränkung ritterlicher Ehre die Waffengemeinschaft unter des heiligen Kreuzes Banner“ verwirkt habe und von Kaiser Rothbarts Heer, welches zum heiligen Lande ziehe, hiemit ausgeschlossen sei. Doch stehe es ihm zu, noch einmal „in aller Form Rechts“ ein Gottesurtheil anzurufen und seine Anklage gegen Friedrich von Stuißen „nach gemeinem Brauch und Herkommen im ordentlichen Zweitkampf mit dem Schwerte zu erweisen.“ Falls sodann das Urtheil des Allmächtigen in ordentlicher und feierlicher Weise auf die Seite des Ravensteiners, wie es freilich nach dem schon geschenehen Gericht gar nicht zu erwarten stehe, dann allerdings solle „das bannende Wort gelöst sein und der von Stuißen den Tod, sein Haus den Untergang verdient haben.“

Aber der ganz zerschmetterte und vernichtete Ravensteiner hütete sich wohl, noch ein förmliches Gottesurtheil anzurufen, so verzweifelt beschämend die Umstände auch waren, die ihn dazu drängten. Abgesehen von der natürlichen jämmerlichen Aussicht, dem überlegenen Waffengehild des Gegners zu erliegen, theilte er auch den allgemeinen Glauben seiner Zeit an das übernatürliche Eingreifen der göttlichen Gerechtigkeit bei solchen Gelegenheiten. Auf diese Art seine Lüge zu „beweisen“, d. h. unabwendbar den Tod zu wählen und zur Hölle zu fahren, nein, dazu hatte der Ravensteiner

\*) „Fromm“ bedeutete in der damaligen Sprachweise auch so viel wie „tapfer“, ähnlich wie man auch heute noch von „braven“ Soldaten und von „Bravour“ redet, womit man nur etwas weltlich Tugendhaftes bezeichnen will.



doch gar keine Lust,\*) ein so tapferer Ritter er sonst auch war und so groß die Bedrängniß, in die er hineingerathen, so schrecklich die Schande auch sein möchte, die er über sich nehmen mußte. Andererseits gewährte ihm die Befreiung vom Heeresdienst, die er sich damit erkaufte, auch einen nicht zu verachtenden Trost, der ihm die günstigsten Ausichten für seine Pläne und Anschläge eröffnete, ohne zuvor noch lange nach dem fernem Palästina dahin ziehen zu müssen. Er meinte daher mit aller Frechheit, schnell gefaßt, es sei ja doch Alles nur so ein Scherzlein gewesen, was vermünstete Weinalaune veranlaßte, und wegen so harmloser Dinge sei es ja gar nicht der Rede werth. Allein die Deutschen von damals verstanden sich nicht gut auf solche Scherze, am wenigsten in so ernster Zeitlage, wo es sich um heiligste Ehrensachen handelte. Es wurde ihm einfach das Kreuzzeichen von der Schulter gerissen und die Thüre gewiesen. Mit wilden Vermünstungen, namentlich gegen den Rechberger, der diese Schande ihm denken sollte, fuhr er von dannen. Seit Menschengedenken war es im Staufengau nicht vorgekommen, daß ein Ritter so schmachvoll aus der Mitte seiner Standesgenossen davongejagt wurde.

Friedrichs Triumph war ebenso glänzend, als die Niederlage seines Gegners schmachvoll, und man hätte es für ganz gewiß annehmen mögen, daß nunmehr das Gute über das Böse gefiegt habe und die finsternen Anschläge der Bosheit auf's Jämmerlichste zu Schanden geworden seien. Allein in dem elenden Menschenleben ist es ja leider eine ganz gewöhnliche jammervolle Erfahrung, daß die Macht der Finsterniß gerade dann zum schrecklichsten Siege gelangt, wenn sie am vollständigsten darniedergeschlagen und überwunden scheint. So ging es auch hier, und es ist gar traurig zu erzählen: gerade jetzt, wo Alles sich wieder zum Guten zu wenden schien, trat der unglückliche Augenblick ein, der über Staufens Schicksal entschied und die stolze Bergveste dem Untergang weihte, daß sie spurlos von der Erde verschwand.

Den elenden Ravensteiner allerdings, den hatte die verdiente Strafe ereilt und in den tiefsten Staub von Schande und Schmach darniedergeschmettert. Hinausgestoßen aus der Mitte der Edlen und vom christlichen Heere hinweggejagt, floh er die alte Heidenstraße dahin, an der Staufenburg vorüber, gegen die er voll ohnmächtiger Wuth wilde Flüche und

\*) Das war das Gute bei den mittelalterlichen Gottesurtheilen: man glaubte an sie. Auch der Bewegteste traute sich nicht leicht, in schlechter Sache einen „Beweis“ zu liefern, der ihn dem Tod und dem Teufel zugleich in die Arme jagte.

Nachschwüre hinauffandte und machtlos die Faust hinauffallte. Das verschlug Nichts und konnte die gewaltigen Mauern des Bergschlosses nicht erschüttern. Der Glende hatte sein niederträchtiges Spiel verloren und insofern wäre Alles gut gewesen. Aber er war nur das äußere Werkzeug in der Hand eines Höheren, der ihn jetzt hinwegschleuderte und ihn „des Teufels Dant“ zahlte, nachdem seine Dienste überflüssig geworden waren. Denn im Herzen des Stufenritters selbst, den er verderben wollte, hatte der höllische Drache jetzt Einlaß gewonnen und das war viel ärger, als alle noch so tüchtigen Anfälle von außenher. Ihm half jetzt der böse Feind und führte ihn von einem Triumph zum anderen, seitdem das wilde Feuer des Stolzes den Männern gegenüber in seiner Seele sich entflammt hatte, gerade so über alles Maß gehend, wie vorher jene jämmerliche Verzagttheit und lächerliche Verzweiflung, in welche die Unglücksabenteuer bei den Damen den allzu empfindsamen jungen Ritter gestürzt hatten. Verwirrt vom Sturm des Schmerzes über den eingebildeten Verlust Bertha's, betroffen von dem tüchtigen gefallenen Worte „Gelübde“, welches über Menschengesamtheit gehe, und in sinnloser Leidenschaft vom Stolz und vom Teufel dahingerrissen, hatte Friedrich noch nicht genug damit, daß der Verläumder so schmähschuldig endigte und die gesammte Ritterschaft ihm Nichts als Beifall und Ehre erwies; nein, es drängte ihn blindlings weiter, noch ein Uebrigtes zu thun und mit einem kühnen und freien Wort, das ihn der inneren Bedrängniß entriß, dem glänzenden Augenblick gleichsam die Krone aufzusetzen. Als daher der Ravensteiner abfuhr, hatte sich noch nicht die Thüre völlig geschlossen, so stürzte Friedrich in die Mitte der Ritter und ehe der Rechberger, der treue väterliche Freund, es verhindern konnte, hatte der letzte von Stufen, in unnachahmlich stolzer und edler Haltung die folgenden inhaltschweren Worte gesprochen:

„Nehmet mich in Eure Reihen auf, fromme Ritter, zum schuldigen Ersatz für den wehrhaften Ritter von Ravenstein, dessen das Christenheer um meinwillen verlustig ging. Und damit es wahr werde: ich schwöre es bei dem Allmächtigen, bei dem heiligen Zeichen, das Ihr an der Schulter traget und bei meiner Seele Heil, daß ich mit Euch ziehe nach Morgenland und so lange kämpfen will für das heilige Grab, als noch der letzte von Kaiser Rothbarts Heer gegen die Heiden streitet, so wahr mir Gott helfe und in meiner Sterbstunde mir

„gnädig sei — Und dann erst“, fügte er mit weicher Stimme, mehr zu sich selbst redend, noch hinzu, „dann erst möge meine holdselige Bertha, wie sie sagte, ihrem Gelben die Hand reichen, wenn dieses Himmelsglück der Allmächtige mir bestimmt hat!“

So war es denn gesprochen, das verhängnißschwere Wort, welches Staufens Untergang bewirkte. Friedrich blickte, wie suchend, in dem ritterlichen Kreise umher: er fühlte jetzt auf Einmal die zerschmetternde Schwere des Wortes, das er zum Himmel gerufen: aber lautlose Stille umgab ihn, kein Zeichen des Beifalls lachte ihm zu und nur höllisches Hohngeächter war Alles, was er zu hören glaubte. Jeder der Anwesenden fühlte in diesem Augenblicke etwas wie dunkle Ahnung kommenden Unheils, welches der verwegene Sprecher herbeischwur. Denn die christliche Weltanschauung beherrschte damals alle Gemüther und der christliche Gehorsam galt als die erste der Ritterpflichten.

## V. Kapitel.

## Im Morgenland.

Ernst und schweigend reichte Konrad von Rechberg dem jungen Freunde die Hand. Dasselbe thaten die übrigen Kreuzritter und es war dies das Zeichen der Waffengemeinschaft im Kreuzzug; denn gegen ein so feierlich ausgesprochenes Gelöbniß, wie es Friedrich gethan, gab es keinen Widerspruch. Loben ließ sich dasselbe freilich auch nicht und tadeln wäre unnütz gewesen. „Ihr habt ein schweres Stücklein gewagt, junger Freund“, sagte endlich der Rechberger, „aber so es einmal geschehen ist, so wollen wir Euch des Muthes nicht veringern. Möge der Allmächtige, den Ihr anrufet, Euch gnädig leiten bis zu dem glücklichen Ende, wie Ihr ihn batet!“ Dann erhob der Burgherr den Becher zum Abschiedstrunk: „Gott mit uns, ihr edlen Herren!“ es war dies der begeisterte Wahlspruch der Kreuzfahrer. „Gott mit uns“, wiederholte es mit mächtigem Ruf im Ritteraal zu Hohenrechberg, und dann trennte man sich, ein Jeder auf seine Burg, um die letzten Vorbereitungen zur Heerfahrt zu treffen. —

In einem unbeschreiblichen Zustand von innerer Aufregung und Zerrissenheit erreichte Friedrich von Staufens die väterliche Burg. An Einem Tage hatte er die schönsten Vorsätze gefaßt und — gebrochen. Als er des andern Morgens früh aus wildem kurzem Schlummer emporfuhr und im klaren Morgenschein das Geschehene überdachte, erkannte er wohl den ungeheuren Irrthum und Fehler, den er begangen hatte, doch es war zu spät. Es blieb nun ferner Nichts übrig, als das feierlich Beschworene zu vollbringen und alle Folgen, welche daraus entspringen mochten, mannhaft über sich zu nehmen. Freilich fand er sich aufs Tiefste darniedergeschmettert, fast verzagend vor innerer Beschämung, und das Herz wollte ihm zerpringen vor Wehe und Leid, als er nun vor den alten Vater hintreten mußte, um das Geschehene ihm mitzutheilen, nachdem derselbe über die glückliche Wendung in den Gesinnungen seines Sohnes sich schon so gar sehr gefreut hatte und jetzt Nichts als die erfreulichsten Nachrichten von dessen Besuch in Hohenstaufen erwartete; doch es ließ sich da Nichts ändern und so legte denn Friedrich, muthig sich fassend, das qualvolle Geständniß seines Fehlers ab, wobei er voll bitterer Reue zu Füßen des greisen Vaters niederfiel.

Der alte Staufengraf hingegen bewährte sich bei dieser so tief traurigen Gelegenheit wieder als Ritter und Edelmann vom achten Schlag. Obwohl aus dem Himmel aller seiner

Vaterträume gerissen, verlor er doch die männliche Ruhe und Fassung keinen Augenblick und hatte kein Wort des Tadelns für den kühnen Freuler, dessen tiefe Reue und bitteres Leidwesen er sah. „Noch nie hat ein Stuiser sein Gelübde gebrochen“, sagte er feierlich, „und der es bricht, der sei der letzte des Stammes und spurlos möge die stolze Ahnenveste dahinsinken, wenn solche es geschähe!“ Darum möge es auch weit ferne von ihm sein, versicherte der edle alte Herr, daß er seinen letzten und theuersten Sohn an der Erfüllung seines Gelübdes behindern wolle, so tiefe Trauer es ihm auch bereiten möge. „Es war ein unbedachtes Wort“, fügte er voll ernster Ruhe bei, „aber es ist gefallen, es muß erfüllt und geführt werden. Gott hat es zugelassen und ich beuge mich in Demuth vor Allem, was sein heiliger Wille von nun an verhängen möge.“ So redete der alte Held, ganz wie es eines Stuisengrafen würdig war; Friedrich aber umarmte unter heißen Thränen den theuren Vater und dann stürmte er hinaus, um die Reifigen und Mannen Stuisens für die Heerfahrt zu bewaffnen und in aller Eile die verschiedenen Anordnungen zu treffen, die für den nahen Aufbruch nothwendig waren.

Da gab es nun keine Zeit mehr für trauwige und reuevolle Betrachtungen. Wohl mit einiger Besorgniß und mit Kopfschütteln, aber doch andererseits voll hoher Freude vernahmen es die treuen Stuisenleute, daß ihr junger geliebter Herr nun dennoch selbst auch das Kreuz genommen habe und in dem heiligen Kampf sie führen wolle. So machte der freudige gute Wille von allen Seiten es leicht, daß in kürzester Frist schon Alles gerüstet war und ein schmuckes, stolzes Heerhäuflein bereit stand, lauter freiwillige und erlesene Leute, welche Friedrich von den herzubringenden Streitern als die tüchtigsten sich auswählte.

Aber freilich seine theure holbe Bertha, wie hätte sie Friedrich unter allem dem Kriegsgetümmel nur einen Augenblick vergessen können! Natürlich wurde es ihm bei ruhigerer Besinnung jetzt klar, wie auch der Vater und alle guten Freunde ihm sagten, daß er von leeren Worten und Reden, von elenden Mißgeschicken und blinden Einbildungen sich habe berücken lassen, um so gar zu schnell an Berthas Hand zu verzagen; aber für alles Dies war es zu spät. Wie gerne wäre er noch einmal hinüber nach Hohenstaufen geflogen, um bei der Geliebten wenigstens Abschied zu nehmen und aus ihrem holden Munde die verzeihenden Worte zu vernehmen! Doch die grausame Sitte der Welt wollte es nicht mehr ge-

statten; denn die Herzogin von Schwaben wünschte es nicht, da die Würde des herzoglichen Hauses durch so schnellen Gesinnungswechsel des Verlobten ihrer Tochter, wie auch durch die ganze Art des Abschieds von Hohenstaufen, doch allzusehr beeinträchtigt schien. Nur tausend Abschiedsgrüße und Glückwünsche auf frohes Wiedersehen, das war Alles, was der Bote, den der alte Herr mit ausführlichem Schreiben absandte, von Hohenstaufen zurückbrachte und was der arme junge Ritter von der Geliebten noch vernahm.

Voll bittersten Harnes und leidender Ergebung hatte die edle treue Bertha den ganzen Unglücksverlauf erleben und erdulden müssen, ohne Etwas ändern zu können. Nur ein Brieflein mit heißesten Versicherungen ewiger Liebe und Treue hatte sie an den Liebsten abgedendet, aber ein tückischer Zufall ließ es nicht mehr in seine Hände gelangen — und jetzt war der Tag des Aufbruchs der Heerschaaren herangekommen. Wieder stand die edle Bertha auf dem hohen Söller der Staufenburg, von tief wehmüthiger Ahnung erfüllt nach Osten hinüberschauend. Wieder erglühete die rothe Fahne auf Stuisens Zinnen, aber diesmal kein Zeichen frohen Wiedersehens, sondern wilden, blutigen Kriegs, in welchen der Geliebte dahinzog. Bunte Schaaren unter glänzenden Bannern sah man von da und dort einherziehen und auf der Heerstraße, der mehrerwähnten „Heidenstraße“, sich vereinigen, um dann zwischen den östlichen Bergen zu verschwinden. Auch Stuisens Fähnlein erblickte Bertha, wie es vom Berge herabzog, dann aber verschwanden ihr die Sinne.

Den schmerzlichen Abschied Friedrichs von seinem alten Vater wollen wir lieber nicht beschreiben und nur das sagen: sie sahen sich zum letztenmal für's Leben. Der alte Stuisengraf mochte dies auch ahnen, als er dem Scheidenden den väterlichen Segen erteilte und dabei, ähnlich wie Vater Bernhardus, von drohenden Gefahren und Schicksalen redete, die noch außer Krieg und Tod über dem Haupte seines Sohnes schwebten. Doch so unendlich schmerzlich und rührend in jenen gefühlsinnigen Zeiten ein solcher Abschied auch sein mochte, so wurden die Menschen von damals durch die Lebendigkeit des Glaubens, der sie besaßte, doch weit über das Niedere und Schwächliche der heutigen Zeit emporgehoben, wo das Licht und die Kraft der Geister, der Glaube an die überirdische Welt, umnebelt vom trügerischen Dunst sogenannter „Wissenschaft“, so matt und traurig dahinschmachtet. Darum fühlte sich der alte edle Graf Ulrich bei dem Gedanken an das ewige Vaterland doch auch wieder freudig gehoben, als

er so im Morgenschimmer dem dahinziehenden Banner Staufens nachblickte, bis es endlich mit dem ganzen glänzenden Zuge des Heerbanns hinter dem Bergvorsprung des Christenthals verschwand.

Lange lange hörte man von Friedrich und den mit ihm gezogenen Kreuzfahrern Nichts mehr, doch gelangten von Zeit zu Zeit Boten nach Deutschland, welche das feste, sichere und unaufhaltsame Vorrücken des Heeres unter Kaiser Rothbarts glorreicher Führung meldeten. Die begeisterte Zuversicht des deutschen Volkes, daß die so überaus schwierige und schreckenstarrende Heerfahrt in's Morgenland unter so einem Kaiser nicht fehlschlagen könne, hatte sich als keine trügerische erwiesen und es herrschte daher eine freudig gehobene Stimmung auf den Burgen, in den Städten, wie unter dem ganzen Volk. Doch wir wollen die Gelegenheit ergreifen, um in wenigen kurzen Worten diesen berühmten Kreuzzug zu schildern.

Auf der Donauebene bei Regensburg sammelte Kaiser Rothbart im Frühjahr 1189 sein Heer, wie berichtet wird, 70,000 Mann, worunter 20,000 „geharnischte Reiter, welche damals den schweren Kern der verschiedenen Waffengattungen bildeten. Andere Kreuzheere waren wohl größer an Zahl, aber dieses Heer war ebendeshalb um so fürchtbarer, weil es nicht so groß war, was der Kriegserfahrene Rothbart, wie wir wohl annehmen dürfen, abichtlich vermindert; denn mit allzugroßer Heeresmasse hätte er sich bei einem so fernen Kriegszug durch feindliche und unwirthliche Länderstrecken nur in verhängnißvoller Weise beschwert, wie dies die früheren Kreuzzüge so traurig gelehrt hatten. Hingegen war es ein erlebtes Heer, Deutschlands beste Waffenmacht, und es war ein herrlicher Anblick, auf das glänzende Kriegslager bei Regensburg von den umliegenden Höhen herniederzuschauen. Von da gieng es durch das Ungarland hinab, wo die Kreuzfahrer bei König Bela und seinem Volk brüderlichen Willkomm und gastliche Bewirthung fanden und noch mit keinerlei Tücke und Feindschaft übel gesinnter Landesbewohner zu kämpfen hatten. Als sie aber durch das griechische Reich, die heutige Türkei, ihren Weg nehmen mußten, da sahen sie sich, wie gewöhnlich, von Treulosigkeit und Verrath, Mangel und Verderben umgeben und lange Zeit mußte das erschöpfte Heer in Adrianopel Halt machen, bis es den erbärmlichen Isak Angelus, den Griechenkaiser, zum Frieden zwang und, über die Meerenge fahrend, endlich die feindlichen Ufern Kleinasiens erreichte, wo der eigentliche schwere Kampf mit den tapferen

türkischen Heerschaaren erst begann und die Noth und Beschweriß in dem dürren und heißen Sande unbeschreiblich wurden. Von feindlichen Reiterhaaren umschwärmt, von schwirrenden Pfeilen aus der Ferne beschossen, gieng es doch in steter Schlachtfornung unablässig voran auf Konium zu, den Sitz des Sultans, bis dieser endlich vor den Thoren seiner Stadt zur Schlacht sich gezwungen sah.

Im schattig kühlen Wildpark des Sultans — es war vor dem Entscheidungstag — lagerte jetzt das Heer, nachdem es namenlose Bedrängnisse und Qualen, besonders des Durstes, glücklich überstanden hatte. Hier finden wir unter einer Gruppe schwäbischer Ritter auch Friedrich von Staufem wieder. Mit strafenden Blicken und strengen Worten hatte ihn freilich der Kaiser beim Heere empfangen, aber im Laufe des Feldzugs hatte er sich durch glänzende Thaten dessen höchste Huld und die einstimmige Bewunderung des Heeres erworben. Doch sein Herz war traurig und friedlos und aller noch so große Ruhm der Waffen freute ihn nicht; denn den höheren Ruhm des christlichen Gehorsams hatte er verachtet.

Im Lager der Kreuzfahrer, welches die grünen Waldeshallen des Parks von Konium erfüllte, herrschte nach den schrecklichen Mühsalen des Heermarsches jetzt wieder die froheste Stimmung. Dieser erquickende Nachttag — es war der 17. Mai 1190 — war ja im höchsten Maß ein wohlverdienter und die nahe Aussicht auf die lang ersehnte Waffenentscheidung erfüllte die heldenmüthigen Streiter nur mit größter Freude. Man richtete sich ein, so gut es die Umstände erlaubten, um die erfrischende Ruhe weidlich zu genießen und für die Schlacht am kommenden Morgen sich zu stärken. Aus den Wagenzügen wurden Lebensmittel entnommen, so gute und viele es noch gab, und selbst an köstlichem griechischem Wein gab es einen ziemlichen Vorrath, den Hoch und Nieder brüderlich theilten, wenn auch freilich das deutsche Bier seit Jahresfrist fehlte. Auch sogar an Musik, womit umherziehende Zigeuner das Heer erfreuten, fehlte es nicht und die deutschen Vieder erbraukten in mächtigen Wogen durch die Waldeshallen in dem fernen Asien.

Etliche Zigeuner mit ihren Musikinstrumenten näherten sich auch den Stauferrittern, unseren alten Bekannten vom Reichberg, bei denen Friedrich sich befand; kaum näher getreten, wandten sie sich aber sogleich scheu und flüchtig wieder ab, ohne zu spielen und des Zurufs der Ritter zu achten, die sich gerne an einer lieblichen Weise erfreut und es als vornehme Herren gewiß auch splendid belohnt hätten. Es war

ein auffallendes Benehmen. Friedrich aber wurde aufs Höchste überrascht, als er diese schwarzbraunen Gesichter und Gestalten so auf Einmal vor sich sah und alte Bekannte vom Tanzplatz zu Hohenstaufen in ihnen zu erkennen glaubte. Doch die Wiedererinnerung an jene jämmerlichen Abenteuer, die ihn von seiner Bertha trennten, bereitete ihm zu tiefen Schmerz und sein stolzer Ritterstolz hielt ihn ab, so elendes Gefindel etwa zu verfolgen und sich überhaupt damit abzugeben.

Es war aber richtig die nämliche Bande, die wir schon kennen und die der nichtswürdige Ravensteiner mit neuen heillofen Aufträgen betraut hatte. Daß viel Zigeunersvolf den Heereszügen folgte, war freilich ganz natürlich und nichts Auffallendes: es waren ja von Haus aus Morgenländer und ein Wandervolf, bekannt und sprachkundig bei Heiden wie Christen, gut Freund mit beiden und auf beiden Seiten die zufallenden „Verdienste“ einheimend. Bei dem großen Kreuzzug ins Morgenland wollten deshalb auch diese Ritter nicht zurückbleiben; als Händler, Musikanten, Führer, Dolmetscher, überhaupt in allen Rollen machten sie sich verdient und da feierte namentlich der „edle Kaptschrazel“ die herrlichsten Tage seines Lebens, wo es so Vielerlei zu „rapschen“ gab und dieser ärgste Stehkratz für seine „ritterliche“ Geschicklichkeit den weitesten Spielraum fand.

Am folgenden Morgen in grauer Frühe erhob sich das Heer zur Schlacht. Ehe es aber zum Angriff auf die feindlichen Linien voranging, veranstaltete der Kaiser, wie uns die Geschichtschreiber berichten, einen großen feierlichen Gottesdienst, bei dem die christlichen Streiter nach einmal die Gnade des Himmels anriefen und in tiefster Andacht ihre Seelen Gott empfahlen. Sodann rückte das Heer wohlgeordnet voran, die Trompeten schmetterten zum Angriff und es entbrannte die furchtbare Schlacht von Konium.

Die Heiden erwarteten „wohlaufergestellt“, wie uns berichtet wird, den Ansturm des christlichen Heeres, und der Kampf war „wechselfull, lang und blutig“. Was das heißen will, läßt sich nach unseren heutigem Begriffen kaum beschreiben. Mann gegen Mann wogte die grauenvolle Schlacht viele Stunden lang hin und her und keinem der beiden Heere wollte der Sieg winken, so oft er auch nahe schien. „Doch die Anordnungen des Rothbarths und die Tapferkeit der Deutschen“, so heißt es weiter, „errangen endlich den Sieg“. Die Hauptstadt des Sultans fiel mit unermeßlicher Beute in die Hände der Deutschen und sie konnten sich jetzt von den ausgestandenen Leiden und Drangsalen ganz vollkommen nach Bedürfnis erholen.

Mit schweren Opfern hatte jedoch das Kreuzheer den glänzenden Sieg über die Heiden erkauft müssen und das Schmerzlichste von allen schien das, daß auch Friedrich von Stufen fehlte, als die kaiserlichen Herolde am Abend des furchtbaren Schlachttags die überlebenden Ritter aufriefen. Man nannte seinen Namen mit höchster Bewunderung; der Ruf seiner Thaten erreichte bei dieser Hauptschlacht den Gipfel und man verdankte deren siegreichen Ausgang zu einem guten Theil der durchschlagenden Gewalt seines Heldenarms. Zuletzt noch hatte man ihn gesehen, wie er gerade während der schwersten Augenblicke der Entscheidung „allein in die Reihen der Ungläubigen hineinritt“<sup>\*)</sup>, wie er mit dem gepanzerten Ross durch den feindlichen Lanzenwall sich den Weg bis zur Fahne des Sultans bahnte und seine getreuen Reissigen ihm nachstürmten, wie das Fähnlein der Tapferen und der wehende Helmbusch des Stuffers mitten in der Feinde Schwarm noch lange sichtbar blieben, bis sie endlich dahinsanken und nicht mehr gesehen wurden. Aber eben diese außerordentliche Helden- und Opferthat hatte es, erinöndlich, daß der gesammte Heerbann des Hohenstaufengaus an dieser Stelle in das feindliche Heer einbrechen und nachdringen konnte, nachdem das Schwert des Stuffers und seiner Braven einmal Bahn gebrochen und Tod und Verwirrung in die Feindesreihen gebracht hatte. Kaiser Rothbarts überall gegenwärtiger und wohlkundiger Blick hatte auch sogleich den errungenen Vortheil wahrgenommen und ihn nicht mehr aus der Hand gelassen. Er ließ am entscheidenden Punkte sofort die Reichsturmshahne entfalten und an der Spitze der schwäbischen Heldenhaaren unvorderstehlich vorantragen, wie er auch sonst überall, wo es galt, die nothwendigen Anordnungen traf und die deutschen Streiter zu immer neuem Sturme führte, bis endlich das heidnische Heer gänzlich durchbrochen und überwältigt, verprengt oder vernichtet wurde.

Jetzt senkte sich die Nacht mit ihrem Schleier auf das weite Schlachtfeld. Am ärgsten sah es dort aus, wo des Stuffers Schwert gemüthet hatte und der entseßliche Entscheidungskampf ausgefochten worden war. Hier finden wir unsern Freund über einem Berge von Leichen dahingestreckt, noch das mächtige Ahnenschwert der Stufenritter in den er-

<sup>\*)</sup> Daselbe Stücklein wird bekannlich von dem englischen König Richard Löwenherz erzählt, welcher um dieselbe Zeit mit seinem Kreuzheer zur See herbeirte und nach seiner Landung im heiligen Land viele hochberühmte Thaten vollbrachte.

starrten Händen haltend, um ihn her seine getreuen Reifigen, alle erschlagen. Denn es wäre den Braven nach den Grundsätzen ihrer Zeit als der ärgste Schimpf erschienen, wenn sie ihrem Herrn, so es darauf ankam, nicht Treue bis in den Tod bewahrt hätten. Doch Einer von ihnen lebte noch: es war dies der wadere Johannes von Winzingen, den wir schon kennen. Der Letzte von Allen, hatte der tapfere Burche an der Seite seines Herrn, als dieser schon dahingefunken war, noch fortgestritten und mit dem todtbringenden Morgenstern sich noch lange und schrecklich gewehrt, bis er endlich, von zahllosen Wunden bedeckt, zusammenbrach, die eroberte Fahne des Sultans noch dem Reihberger zuwerfend, der mit den Bannern des Staufengauls eben jetzt zur Hülfe herbeidrang. Zu helfen schien aber freilich Nichts mehr, nur zu fliegen, und das heiße Getümmel der Schlacht wogte weiter über die Todten und Sterbenden hinweg, bis endlich der Kampf entschieden war.

Als aber die Dunkelheit überhandnahm und außer den Rittern und Heerleuten, welche zur Hilfe der Verwundeten herbeieilten, auch christliche Priester und Mönche die Stätte des Todes durchwanderten, um die sterbenden Kämpfer mit den Tröstungen der Religion zu versehen, da beobachtete Johannes eine geheimnißvolle Scene. Wiewohl ihm das Bewußtsein schon beinahe zu schwinden begann, sah er doch einige Mönche im Fackelschein sich herannahen und wollte ihnen schon voll Freude ein Lebenszeichen geben, als er zu seinem nicht geringen Erstaunen die ihm wohlbekannten spitzbüßischen Gesichtszüge Rapschragels erblickte, welche, von einem grellen Lichtstrahl beleuchtet, unter der Mönchskapuze schmunzelnd hervorglänzten. „Der da ist's“, sagte er zu seinen Begleitern, „gebt fein Obacht und nehmt ihn sorgfältig auf die Wahre, damit wir ihn wohlbehalten einliefern, wo das schönste Glück ihm zu Theil werden soll! Ihr wißt ja, welch' ungeheurer Preis auf dem Spiele steht.“ Dann huben die verkleideten Rigeuner den starren Körper Friedrichs auf die Wahre, während Rapschragel, immer der alte Dieb, natürlich nicht vergaß, ihm den kostbaren Verlobungsring vom Finger zu ziehen und ebenso die prächtige Schärpe, von Bertha's Hand gestickt, sorgsamst einzupacken. Johannes hütete sich währenddessen wohl, daß er in seinem wehrlosen Zustand durch den geringsten Laut sich verrathen hätte. Dann aber verließ ihn das Bewußtsein.

## VI. Kapitel.

## Der Sieg der Bosheit.

Wir müssen uns nunmehr zurückwenden zum schönen Schwabenland, wo wieder nach Jahresfrist der liebliche Wonnemonat ins Land gezogen kam. Es war stille geworden in den reich blühenden Geländen von Bergen und Thälern, welche den Hohenstaufen umkränzen. Denn die Festen des Landes waren ja in weite Fernen und in fast unbekannte Heidenländer gezogen, den entsetzlichen Drangfalen und schweren Schlachten entgegen, welche soeben jetzt geschlagen wurden.

Kaiser Friedrich der Rothbart hatte die Regierung des Reichs während seiner Abwesenheit im Morgenland seinem Sohn Heinrich übergeben und im Reich herrschte Ruhe, während die Boten aus Morgenland von dem stetigen Vorrücken des Heeres, unter des großen Kaisers Führung, wenn auch unter heißen Mühen und Kämpfen, immer neue glückliche Kunde brachten. Auch von den Staufennittern und ihren Thaten, von Friedrich namentlich, wie er sich aufs Höchste auszeichnete, waren endlich die erfreulichsten Nachrichten eingetroffen. Der alte Staufengraf vernahm sie noch mit hoher Vaterfreude, dann aber nahm die göttliche Vorsehung den edlen Greis, der sich voll heiliger Ergebung schon ganz mit dem Ewigen vertraut gemacht hatte und viel mit Vater Bernhard verkehrte, von der schlechten Welt hinweg und in die ewige Heimath auf.

Das war die Stunde, auf die der böse Ravensteiner lauerte. Jetzt lachte ihm ja das reiche Erbtheil Staufens entgegen, wenn es nur glücklich gelang, auch des fern im Morgenland kämpfenden jungen Grafen vollends ledig zu werden, und dafür hatte er ja vorgesorgt. In der That begünstigte den schändlichen Duben ein doppeltes Glück, wenn wir es so nennen wollen: denn fast am gleichen Tag erhielt er auch die hochwillkommene Nachricht von Friedrichs Schicksal und dem wohlgelungenen Streich der „wadereu“ Bande, die seine Dienste besorgte. „Der ist besorgt und aufgehoben“, erzählte ihm schmunzelnd der Erzhallunte Rapschragel, dessen Schnellfüßigkeit allen andern Boten voraus war und der jetzt mit Friedrichs Ring und Schärpe auf dem Ravenstein eintraf; „Mutter Drude hat ein köstliches Tränklein bereit gehabt, aus morgenländischen Kräutern gemischt; das haben wir ihm in den Wein geschmuggelt und das hat zu seiner bestimmten Zeit so fürtrefflich gewirkt, daß ihm gerade in der ärgsten Schlacht Hören und Sehen verging. Wir haben

ihn nachher als todt fortgeschmuggelt und in so gute Obhut gebracht, daß er nicht einmal mehr entwischen will, wenn er auch könnte, ha, ha, ha — ja, der will nicht mehr nach Deutschland, verlaßt Euch drauf, und von Mord kann gar keine Rede sein, nein, ganz redlich und ehrlich, ohne alle Mißthat seid Ihr der großmächtige Graf von Stufen geworden, der gewiß auch seines treuen Dieners nicht vergessen wird.“

Der saubere Ritter Hans hätte seinen spitzbübischen „Freund“ fast umarmen mögen, als er das hörte, und als er nach der ersten, hastigen Erzählung vollends das Nähere vernahm, konnte er des rohen Lachens und Weifalls über den „herrlichen“ Streich, den dieser unübertreffliche Gauner ausgeführt hatte, fast kein Ende finden. „Dir schenke ich gleich auf der Stelle die Burg Rauenstein“, sagte er entzückt, „und vor allem Volk werde ich Dich zum Ritter schlagen, edler theurer Freund, sobald ich als Staufengraf die Macht und das Recht habe.“ Noch in gleicher Stunde stieg er zu Pferd und sprengte in frohester Stimmung und stolzester Haltung zu seiner halbverfallenen Burg hinaus, die er seither, der Schande halb, kaum noch zu verlassen sich getraut hatte.

Das doppelte „Glück“ war ihm so hoch zu Kopf gestiegen, daß er geradewegs den Weg nach Hohenstaufen einschlug. Es war aber eine ebenso gemeine Nothheit, als tölpische Dummheit, die Ritter Hans in seinem umnebelten Sinn und Glücksrausch beging, daß er gerade den Unglücksboten machte, welcher der treuen edlen Bertha die Schreckenskunde von Friedrichs angeblichem Tod auf dem Schlachtfeld von Montium überbrachte und ihr den Ring und die blutbefleckte Schärpe des Geliebten zustellte. Wir wollen nicht versuchen, den unendlichen Schmerz der Aermsten zu schildern, als sie die traurigen Zeichen ihrer Liebe erblickte, welche ihr ewig theurer Friedrich einst von ihrer Hand erhalten und bis zu seinem letzten Athemzug im fernen Asien treulich bewahrt hatte. Aber sie war eine Hohenstaufin und besaß eine starke und hohe Seele, besonders einem so elenden Wicht, wie dem Rauensteiner gegenüber. Wohl todtenblaß, aber mit kalter Ruhe im Ansehen hörte sie die schmerzlichen Mittheilungen und schlecht verhüllten Trauerreden des Schurken an, dessen innere Freude und Nothheit ihrem weiblichen Scharfblick keinen Augenblick verborgen blieb. Als er aber gar vollends eine erste „arte“ Andeutung wagte, daß die Zeit wohl die Wunden heilen und ein anderer treulichliebender Ritter den bitteren Verlust wohl ersetzen könne, da wies sie ihm einfach die Thüre. „Verlaßt mich, Herr Ritter“, sagte sie kurz, „entschuldigst

Euch nicht weiter, achtet meines Schmerzes und nehmt meinen Glückwunsch als künftiger Staufengraf an der Seite Eurer treuliebenden Rammgunde, die Ihr wohl bald heimzuführen gedenkt. Gehabt Euch wohl!“ So mußte der Rauensteiner unter bitter-süßen Grimassen und krampfhaften Verbeugungen abtreten; voll wüthenden Grimmes und mit wilden Flüchen fuhr er von dannen. Die ganze Behandlung, die ihm das hohe Fräulein in aller Höflichkeit angedeihen ließ, schien ihm Nichts als Verachtung auszudrücken, die letzten Worte namentlich klangen ihm wie feiner durchdringender Spott in den Ohren und er fühlte sich von Staufens Kaiserthron ebenso schmachvoll davongejagt, wie einst aus Rehbbergs Rittersaal.

Aber die Stunde seines stolzen Triumphs nahte. Nicht nur, daß dem schändlichen Verräther, dessen Ansprüche nach des letzten Staufers Ableben ganz in der Ordnung waren, das schöne reiche Erbtheil ohne Anstand zufiel, es verhalfen ihm auch die Weltereignisse, welche für Deutschland schweres Unglück brachten, fast bis zum Gipfel seiner Wünsche.

Die Siegeskunde von Montium durchbrauste jubelnd die deutschen Gauen. Auch im Staufengau herrschte nicht am wenigsten diese frohe Stimmung und wenn sich auch die bittere Trauerkunde von Friedrichs und aller seiner Getreuen Untergang in den Jubel mischte, so übte doch wieder der herrliche Heldentod der Braven eine so erhebende Wirkung auf die starken und feurigen Herzen zu jener Zeit, daß selbst die Eltern und Angehörigen, die Schwestern und Bräute der gefallenen Stufenhelden\*) nur mit freudigem Stolz in den Augen vor ihren Freunden und Nachbarn erschienen.

Aber wie wandelbar und trügerisch auch die Schicksale der Völker sind, das sollte das deutsche Volk gar bald erfahren. Nur wenige Tage nachher, nachdem der glorreichste Sieg die langwierige und schreckliche Heeresfahrt gekrönt hatte, erfolgte auch das furchtbarste Unglück, als der unersetzliche Führer des Heeres, der gewaltige Kaiser Friedrich der Rothbart, die „Liebe der Guten“, vom Schlage gerührt, in den Wellen des Flusses Ralnfadmus versank. Nicht genug, daß die Seele des mächtigen Heereszugs jetzt dahin und seine Kraft gebrochen war, es erhoben sich auch im kaiserlosen deutschen Lande, dessen beste Söhne zudem in die Ferne gezogen waren, wilde Stürme des Aufruhrs, des blutigen Streits und Bürgerkriegs. Dies war auch die richtige Stunde für

\*) Der „Heldenberg“, von dessen Abhängen und umgebenden Thälern die Meisten herstammten, konnte wohl in seinem Namen noch ein Andenken bewahren.

den Ravensteiner. Den machtvollen und strafenden Herrscher, den „Schrecken der Bösen“, den hatte er bisher immer noch zu fürchten gehabt. Nun aber bekam er freie Bahn für seine ferneren Absichten und Unternehmungen.

Auch König Heinrich war ein ächter Hohenstaufe, groß von Geistesanlagen und Herrschergaben, und sein Name ist als einer der hervorstechendsten in der deutschen Kaisergeschichte eingeschrieben, aber er ist auch mit Blut geschrieben; denn gegen Feinde kannte er keine Gnade und entsetzliche Grausamkeit besleckte den Glanz seiner Regierung. Im Norden und Süden von Feinden umstürmt, mußte er Anfangs heiß ringen um den väterlichen Thron, wie auch um den seiner Gemahlin Constanze von Neapel, die ihm jene verhängnisvolle Königskrone zubrachte, um derenwillen das glänzende Kaiserhaus der Hohenstaufen mit dem unglücklichen Konradin schließlich so traurig erlosch und unterging.

Zarte Rücksichten des Herzens und der Liebe gab es für König Heinrich keine, wenn sie ihn in der Verfolgung seiner Herrscherpläne aufhalten wollten. Stand ein solcher Zweck auf dem Spiel, was galt ihm da ein Mädchenherz! Hatte er doch schon in jungen Jahren selbst auch sein Herz geopfert, als er auf den Wunsch des kaiserlichen Vaters mit der älteren Prinzessin Constanze sich vermählte! Der König brauchte in dem schweren Kampf um seine Kronen tüchtige Kämpfer und zuverlässige Anhänger, die ihm Streitkräfte zuführten, und dazu schien ihm besonders auch der neue Staufengraf ganz der geeignete Mann. Er kannte ihn schon von früher her als einen der tapfersten jungen Ritter des Schwabenlandes, deren es nach dem Wegzuge des Kreuzheeres nicht mehr gar viele gab. Jetzt aber wurde ihm dieser Ritter um so schätzbarer, als derselbe durch seine Erbschaft zu Macht und Reichthum gelangt war und viele Geharnischte, Pferde und Reifige zu des Königs und Reiches Dienst aufzubieten vermochte. Als daher Graf Hans von Staufen, wie wir ihn leider jetzt nennen müssen, mehrere Wochen später wieder nach Hohenstaufen kam, wo gerade König Heinrich aus dem Sachsenkrieg eingetroffen war, und diesem eine ansehnliche Heeresmacht zur Verfügung stellte, die er mittlerweile gesammelt hatte, da fand der Glende gegen das vorigemal eine gänzlich verschiedene Aufnahme. Kam er ja als tüchtiger Kriegsmann, als mächtiger Graf an der Spitze eines Heeres! Das war dem freudig überraschten Herrscher genug und es hatte daher auch gar keinen Anstand, daß die mit ritterlichem Freimuth vorgetragene Bitte um die Hand Bertha's sofort geneigtste

Bewilligung fand. „Gewiß, mein edler Graf,“ sagte der König, „daran soll es nicht fehlen, da stimmt ja der Wunsch Eures Herzens, die Treue-Eurer Gesinnung, die Angelegenheiten des Reichs, kurz Alles miteinander ganz vortrefflich überein. Das Haus Hohenstaufen braucht neue Stützen und wer sollte mir willkommener sein, als Ihr mein nächster Nachbar. Gleich heute noch mag hier auf Hohenstaufen das Verlobungsfezt stattfinden, denn übermorgen geht es nach Belschland, wohin Ihr mit dem Heere mich begleitet.“

Ritter Hans vernahm diese Worte natürlich mit höchstem Entzücken und unendlichen Dankesbetheuerungen.

Auf der östlichen Warte der Burg Hohenstaufen finden wir zu dieser Stunde wieder die holde Bertha, träumerisch hinüberschauend zur Staufenburg und auf das schwäbische Land hernieder, gerade wie zu jener glücklicheren Stunde, da sie den Besuch des Geliebten erwartete und, ihn verkündend, das rothfarbene Zeichen im Glanze des Frühlingshimmels aufblitzte. Wie ganz anders war es heute! trüb und traurig, von dunstigen Schleiern halb verhüllt, schaute die alte Stammburg des Geliebten aus dämmernder Ferne herüber und er selbst, der ewig Theure? — gefallen in wilder Schlacht, im fernen Sande! „Sollte er denn aber wirklich todt sein?“, sagte Bertha jetzt plötzlich, wie träumend, vor sich hin. Wie schon öfters, so wollte es ihr jetzt besonders lebhaft vorkommen, als ob die Todesbotschaft des Ravensteiners trotz augenscheinlichster Beweise doch ganz ungläubwürdig wäre und es könne gar nicht so sein. Allein selbstsamerweise gewann sie in diesem Gedanken keinen Trost, vielmehr umklammerte ein erdrückender Schmerz ihr liebendes Herz, eine tödtliche Angst, als ob der Geliebte von furchtbarer Gefahr umrungen wäre. Es war die Abendstunde. Düstere Wolkenmassen standen am südöstlichen Himmel und ein Gewitter zog über das Filsthal, die Albette entlang, aber auf der andern Seite des Staufenberg, über dem Remsihal und Kloster Lorch lächelte lieblich die Abendsonne und freundlich blauer Himmel. Und gerade jetzt, während Bertha so in Angst schwebte, erklangen wieder die Glockentöne, den Gruß des Engels an die Jungfrau verkündend, hell und deutlich herauf.

Bertha, von tiefster Andacht ergriffen, sank in die Kniee und faltete die Hände, herztüchtig zum himmlischen Vater betend und nach dem Vorbild Mariens den göttlichen Rathschlüssen, wie immer sie sein mochten, sich demüthigt dahin-



gebend. Wie es im allgemeinen Geist der christlich romantischen Zeit lag, stand in Bertha's edlem Sinn schon gleich bei der bitteren Todeskunde der Entschluß fest, fortan nur Gott als Braut anzugehören; jetzt aber, wo sie innerlich fühlte, daß Friedrich noch lebe, erneuerte sie doch nur um so entschiedener ihren Entschluß und brachte auf diese Weise, von der Gnade erhoben, dem Allerhöchsten ein vollkommenes Opfer dar, auch ihr Leben zugleich seiner Vaterhand hingebend, wenn Friedrich vielleicht um diesen Preis aus den Gefahren errettet werden könne, die wohl mehr noch als sein irdisches Leben bedrohen mochten.

Dumpfer Donnerhall weckte Bertha aus ihrem tiefen Gebet, Schritte nahten, sie erhob sich, grüßte mit der Hand noch nach dem Kloster hinab, das die Abendsonne bestrahlte, und begab sich ins Schloß zurück, wohin sie gerufen wurde.

Im reichgeschmückten Festsaal des Schloßes saß König Heinrich, um ihn her die zu Hof anwesenden Herren und Damen und neben ihm der tapfere und glänzende Graf Hans von Stufen, der treue, wackere Lehensmann, zu dessen Verlobung mit Bertha, der Hohenstauffin, das heutige frohe Fest gefeiert werden sollte. Die Welt war damals wie heute: Macht und Reichthum, wem sie zufallen, lassen die Flecken seiner Vergangenheit schnell verschwinden, und so vergaß man auch dem Grafen in diesem Kreis gar leicht die Schande, welche ihm bei den frommen Kreuzfahrern auf Hohenrechberg widerfahren war.

Als Bertha die Nachricht erfuhr, zeigte sie sich weder besonders überrascht — sie durchschaute ja die Absichten des Ravensteiners längst schon — noch machte sie sich große Sorgen darüber. Als Hohenstauffin und gottgeweihte Jungfrau, die auch vor einem König Heinrich nicht im Mindesten zagte, wollte sie aber die Gelegenheit gleich ergreifen, um durch öffentliches Bekenntniß vor aller Welt ihr Gelübde zu erhärten und verartige Zudringlichkeiten Ein für Allemal hinwegzubannen. Jetzt erschien sie im Saal, noch ganz verklärt von ihrer Zwiegespräche mit Gott und wie von überirdischer Schönheit strahlend, so daß alle Gäste vermundert aufschauten. Der König, den ganz verlegen sich krümmenden Ravensteiner an der Hand führend, kam ihr entgegen, um ihr Jawort entgegenzunehmen und die beiden glücklich Verlobten dem Hof vorzustellen. Draußen rollte der Donner von fern. Bertha trat zurück: „Wisset, mein König und ihr edlen Herren und Damen“, sagte sie, „ich bin eine Braut des Himmels“ — da leuchtete ein mächtiger Blitzstrahl durch

den Saal und gleich darauf fiel ein dumpfer, dröhnender Donnerschlag. Bertha wandte sich zum Fenster: „mein Gott, sein Zeichen“, rief sie, die Hände erhebend, „er lebt, er kommt... o Seligkeit!“ — dann sank sie zurück in die Arme des bestürzt herbeigeeilten Königs. Er hielt — eine Todte im Arm. Das holde Mädchen war einem Herzschlag erlegen. Es hatte zu Vieles duldbend erlitten, dieses treue liebende Herz, und Gott hatte die reine jungfräuliche Seele, die schöne Blume Hohenstauffens, in sanftem seligem Hinscheiden in die ewigen Wohnungen aufgenommen.

Vom Thurm aber erklang mächtig das Horn des Burgwartes. Was war es? stürmte ein feindlicher Heerhaufe an die Weste heran? Alle Gäste eilten betroffen zu den Fenstern: drüben am dämmerigen Gebirg sah man die Stufenburg in lichten Flammen. Der Blitz hatte eingeschlagen. Wüthend über sein abermaliges Mißgeschick empfahl sich Ritter Hans und eilte flüchend von dannen.

Das edelste Mädchenherz war gebrochen, die schönste Blume geknickt, die auf Hohenstauffens Felsenhöhe erblühte. Aber warum, warum, so fragen wir traurig, mußte es denn so kommen? Die Antwort gibt uns das inhaltsschwere Wort: Schuld. Es war jene schwere Schuld, welche Friedrich, der Stufenritter, auf sich lud, als er, untreu dem göttlichen Willen, das unselige Gelübde that und den Namen des Allerhöchsten dazu mißbrauchte, um vielmehr des Teufels Willen zu erfüllen und dem Geiste der Finsterniß, dem Bösen der Hoffahrt und eiteln Weltruhms ~~ih~~ dienstbar zu machen. Ein solches Gelübde konnte nimmermehr zum Glück ausschlagen. Aber „die Wege der Vorlesung sind wunderbar“: in der Nacht und Wildniß der Trübsale, in welche sie das verirrte Menschenherz barmherzig hineinführt, wird die Schuld gesühnt und die Seele geläutert, damit sie auch auf diesem Weg noch, nachdem sie den früheren Pfad des Gehorsams ver schmäh't, ihr letztes Ziel glücklich erreiche.

Zu dieser höchsten Gnade verhalf dem ungetreuen Ritter das fromm liebende Opfer, das seine treue Bertha in heißem Gebete für ihn darbrachte. Könnte das menschliche Auge die räumlicher Formen durchdringen, welch' wunderbaren Zusammenhang weit entlegener Begebenheiten, welch' hohe Wirkungen des Gebets und Fügungen der allgegenwärtigen Vorlesung, welche das Nächste und Fernste leitet, könnte es oft erschauen! Es war im selben Augenblick, da des Himmels Blitzstrahl auf das alte Stufenloß zerschmetternd herniederfuhr und Bertha's duldbendes Herz dahinbrach, als auch das

scheinbar Unmögliche geschah, wogegen der alte Graf Ulrich sich verschworen hatte: daß ein Stauferkrieger sein Gelübde brach, aber dem höllischen Abgrund, der ihn zu verschlingen sich aufthat, durch das treue Gebet seiner Geliebten und den rettenden Arm der Vorsehung entrisen wurde. Wir wollen in aller Kürze nun erzählen, was Johannes, den wir scheinbar leblos auf dem blutigen Wahlfeld dahingestreckt verließen, später noch berichtete.

Sultan Arslan von Konium, der über Kleinasien herrschte, hatte der nichtswürdigen Bande, die im Dienste und Geiste des Ravensteiners, statt seiner, den „Kreuzzug“ machte, eine enorme Geldsumme geboten, wenn sie ihm den „Schrecken des Muselmans“, den Stauferkrieger, für die bevorstehende Schlacht unschädlich mache und womöglich lebend in die Hand liefere; und der Erzdieb „Napshrakel“, den wir kennen, hatte daraufhin sein stolzestes Meisterstück vollendet, indem er den waffengewaltigen Helden, an dem er so viele Diebstähle schon verübt, zuletzt selbst auch noch mitten aus dem Christenheere hinwegstahl und ihn dem heidnischen Herrscher einlieferte. Schwer betäubt von dem höllischen Trank und aus vielen Wunden blutend ermachte Friedrich aus langer Bewußtlosigkeit und folgendem Fieberzustand erst wieder, als das deutsche Heer längst weitergezogen war. Er sah sich, wie er wieder zu Sinnen kam, von all dem üppigen Glanz eines asiatischen Sultanshofs umstrahlt, von den schönsten Frauen des Morgenlandes umlacht, von den höchsten Ehren umgeben, ja der Sultan bot ihm die Hälfte seines Reiches zur Herrschaft, seine Lieblingstochter zur Frau an, wenn er zu ihm übertreten und für den Glauben Mahomed's, des Propheten, sein Schwert schwingen wolle. Alles vergeblich, und ebenso vergeblich auch die schauerlichsten Kerkerqualen, denen des Herrschers Zorn den trotzigen deutschen Ritter preisgab! denn gegen die stolze keusche Tugend und altdeutsche Heldenkraft, wie sie damals noch lebte, taugten solche Mittel Nichts. Und dennoch vermochte Friedrich es nicht, sein unächtiges Gelübde zu halten, das nicht auf Gott sich gründete und dessen Erfüllung auch durch höchste persönliche Kraft und natürliche Tugend, ohne Hülfe von oben nimmer möglich war. Aus seinen Fieberträumen erinnerte er sich unaussprechlich eines wunderbaren Frauenbildes von unbegreiflicher Schönheit, das voll zarter Liebe und innigen Mitleids in den tiefdunklen Augen zu ihm herniederblickte. Er hielt es für ein Spiel seiner Träume, aber es war Wirklichkeit: es war die Prinzessin Fatime, des Sultans Tochter, die den berühmten

Ritter zur Zeit seiner Bewußtlosigkeit zuweilen zu sehen kam, aber seitdem nimmer wieder sich zeigte, wie das die morgenländische Hofstette nicht gestattet hätte. Jetzt erwartete Friedrich, angefettet im schweren Kerker, wie der Wächter ihm ankündigte, den Tod. Da klickte die eisenbeschlagene Pforte, Friedrich glaubte die Fenstersnechte nahen. Es erhellte sich die tiefe Kerkerkammer und er traute seinen Sinnen nicht — es erschien ihm leibhaftig das Wunderbild seiner Träume, die Prinzessin in lebendiger Schönheit Glanz, um ihn zu befreien aus Nacht und Tod. Ihre Diener lösten die Fesseln, sie winkte und Friedrich — er folgte, ein willenloser Sklave.

Noch lebte aber der treue Johannes, der Bannerträger von Staufer's Heldenchaar. Lange Zeit zwischen Leben und Tod schwebend, hatte er unter der milden Pflege eines griechischen Klosters, dessen Mönche ihn fanden, doch endlich wieder Genesung gefunden und war nun rastlos bemüht, das Schicksal seines Herrn auszufundschaffen, zu welchem Zweck er sich als Reitknecht in den kaiserlichen Palast verdingte. Prinzessin Fatime hatte einen wunderschönen Garten, der ihr ausschließlich gehörte und den bei Todesstrafe kein unwillkommener Fuß betreten durfte. Dorthin führte man Friedrich durch unterirdische Gänge und sein Erstaunen war grenzenlos, wie er sich auf einmal, aus finsterner Kerkergruft empor tretend, in heller Morgenpracht, in diesen sonnigen Räumen sah. Aber die holde Erscheinung des Kerkers, sie war wieder dahin und verschwunden. Man wies ihm einen herrlichen Kiosk zur Wohnung an, händigte den Schlüssel zur äußeren Gartenpforte ihm ein und der freieste Weg zur Flucht stand offen. Denn die kaiserliche Prinzessin wollte die Liebe ihres Ritters auf die Probe stellen — und Friedrich bestand sie leider. Er blieb, er harrete Tag um Tag. Nur wenigstens Dank sagen seiner holden Ketterin, das wollte er noch und wußte es als Ritter, wie ihm der Teufel einredete. Der christliche Diener, der um ihn war, überbrachte ihm jammervolle Nachrichten vom Kreuzheer, vom Tode des Kaisers, vom Untergang vieler Tausender, von den äußersten Drangsalen und Kämpfen der kleinen unbeugbaren Heldenchaar, die unter Herzog Friedrich's Anführung sich gleichwohl bis zum heiligen Lande hindurchschlug. Friedrich's erste und heiligste Pflicht als Kreuzfahrer rief ihn dahin, aber er erfüllte sie nicht. Bertha's gedachte er auch wohl mit tiefer schmerzlicher Erinnerung, aber zugleich mit dem bitteren thörichten Wahn, der sich wieder einstellte, sie habe ihn verlassen, da sie ihm vor seinem Abgang zum Heer ja nicht

einmal mehr geschrieben hatte. Rapschrazel hatte den Brief aufgefangen. So harrte er, hinträumend, pflichtvergessend viele Tage, bis endlich die Schreckensstunde der Entscheidung erschien: das Zauberbild der Träume Friedrichs, die blendend schöne Prinzessin tritt in den Garten, Friedrich kniet in den Staub, seinen „Dank“ zu sagen, aber der Dank wandelt sich mit Zauberschnelle in mehr als Worte und — das zwiefache Gelübde des Staufentritters, an Gott und seine Liebste, ist gebrochen. Die Macht der Schönheit hat den stolzen Helden dahingeschmettert, wie der himmlische Strahl, der in diesem Augenblick seine Stauferburg vernichtete, seiner Bertha Herz zerbrach.

## VII. Kapitel.

### Vergeltung und Versöhnung.

Ein Jahr später. Graf Hans von Staufen stand jetzt auf dem Gipfel seiner Macht und seiner Schandthaten. Wilde Fehden zerrissen allenthalben das deutsche Reich und der nunmehrige Kaiser Heinrich, vom Papste gekrönt, fand nach seiner siegreichen Rückkehr aus Italien alle Hände voll zu thun. Da hatte der immer tiefer sinkende Bösewicht freiesten Spielraum für Alles. Die Staufenburg, die ihm zuwider war, ließ er in Trümmern legen, um dafür die bequemer gelegene Burg des Rechbergers, an dem er sich zugleich rächen wollte, mit Waffengewalt hinwegzunehmen und in demselben Ritteraal, woraus man ihn einst schimpflich hinausstieß, jetzt triumphirend in wüsten Fehdelagen mit seinen Kumpanen zu schwelgen. Sehr unangenehm wurden ihm freilich seine „Freunde“, die spitzbübischen Strolche, denen er sein Glück verdankte und immerfort viel Geld geben mußte, um ihre Verschwiegenheit zu erkaufen. Den heillosen Rapschrazel, der ihn beim Wort nahm, mußte er gar zum Ritter schlagen und zum Herrn seiner väterlichen Burg Ravensstein einziehen, wo der Strolch den ritterlichen Namen Rappold von Ravensstein annahm, ja noch mehr: er mußte demselben sogar seine frühere Verlobte, Kunigunde, ausliefern, um nun in der That die Gemahlin „Ritter Rapschrazels“ zu werden und auf diese Art das Geheimniß, von dem sie wußte, sicher zu bewahren. So rächte sich jenes schändliche Gaukelspiel im Staufenwald aufs Furchtbarste an der Unglücklichen. Doch

blieb sie standhaft und stieg lieber, als Ja zu sagen, in das schauerliche Burgverließ Ravenssteins hinab, um dort zu verschmachten, wie man ihr drohte, wenn sie nicht einwilligte. Der Staufengraf gedachte selbst auf ähnliche Art das Fräulein von Rechberg heimzuführen, um eine Familienverbindung zu gewinnen, die ihn auf alle Fälle gegen das immer noch zu fürchtende Haus Rechberg sicher stellte.

Aber die Vergeltung nahte. Eines Tages klopfte ein stattlicher Kriegermann, das Zeichen der Kreuzfahrer auf der Brust, Einlaß und Imbiß begehrend, an der Pforte der Burg Ravensstein. Es war Johannes, vom heiligen Lande zurückkehrend. Kaum aber in den Hof getreten, welches Ersauern! da begegnet ihm gleich der Burgherr. „Wie, Du hier?“ — und mit Einem Satz hatte er den nächtlichen Dieb des Schlachtfelds, der diesmal zu entwischen vergaß, am Kragen gepackt. Wohl schrie derselbe jämmerlich, wohl liefen die Knappen herbei, aber das schlechte Geinudel, welches einem solchen Ritter diente, hätte sich nicht an einen Kreuzfahrer gewagt, es stellte sich im Gegentheil sofort spottend auf die Seite des Stärkeren und so bekannte denn der Glende, den blitzenden Dolch auf der Brust, Alles, was er wußte. Neue Ueberraschung: es wird die unglückliche Kunigunde, eine todesbleiche Jammergestalt, aus dem Burgverließ herbeigeführt, worin sie seit drei Tagen geschmachtet. Johannes kannte das edle Fräulein gar wohl, noch mehr, er hatte dasselbe einst geliebt, wenn auch freilich wegen des Standesunterschieds ganz hoffnungslos und nur mit bitterem Spott zum Narren gehalten. Nun aber sinkt sie dankend, weinend, schluchzend ihrem Retter zu Füßen und es ist nur Sache eines Augenblicks, daß die Beiden — ein glückliches Paar werden.

Aber die außerordentlichen Umstände erheischten raschestes Handeln. Johannes wußte keinen besseren Rath, als das Fräulein unter den Schutz des guten Vaters Bernhardus zu bringen, bis des Rechbergers Heerhaufe, dem er vorausgeeilt war, zur Hilfe einträte. Uaterwegs erzählte ihm das Fräulein, unter bittersten Neuethränen über die eigene Schuld, was der Ravenssteiner verbrochen. Doch siehe, da sprengt dieser selbst einher! ein donnerndes Galt, ein kurzer, gräßlicher Kampf und der Ritter stürzt zu Boden, „Helm und Haupt zerschmettert“ von Johannes' Morgenstern. „Da, das weiße Rädchen“, stöhnte er noch, Kunigunde von Weikstein erblickend, „vergib . . . o Gott!“ — und verschied. Die Prophezeiung der alten Vere hatte sich erfüllt.

Im Jahre 1228 verlegte der Deutschorden, den der edle Her-

zog Friedrich im hl. Lande gestiftet, seinen Sitz nach Preußenland, um die wilden Stämme der heidnischen Preußen dem deutschen Reich und der christlichen Kultur zu unterwerfen. Da sah man eines Tages die hohe Gestalt eines Ordensritters auf den Ruinen der Staufenburg umherwandeln. Niemand kannte ihn. Es war aber Friedrich. Sein Ketter, der ihn der heidnischen Prinzessin im Garten von Konium entriß, wie später sein Rächer, war Johannes, der Bannerträger von Staufens Schaar. „Herr, gedenket der Worte des Vaters Bernhard“, hatte er, zur Rettung seines Herrn herbeieilend, ihm zugerufen und das wirkte wie Wunder. Friedrich, voll Ueberraschung den schwäbischen Landsmann erblickend und vom Blitzstrahl der göttlichen Gnade getroffen, erkannte in diesem Augenblick die ganze Tiefe des Abgrunds, in den er hinabstürzen wollte, und ergriff die Flucht, zum ersten und letztenmal in seinem Leben, nicht zwar vor „des gemaltigsten Ritters Schwert“, wohl aber vor des Morgenlandes schönster Prinzessin, dem „noch viel schrecklicheren Feind“, von dem Vater Bernhardus gesprochen hatte. Aber nimmer wollte er wiederkehren zum Heimathland, so lange noch „Einer von Kaiser Rothbarts Heer gegen die Heiden stritt“, wie er gelobt hatte. Jetzt endlich kehrte er mit dem Deutschorden zurück.

Noch lange Jahre lebte Friedrich von Staufen, der letzte seines Geschlechts als ehrwürdiger Einsiedler auf dem Bernhardusberg und starb im Rufe der Heiligkeit. Kurz vor seinem Ende verklärte sich sein Antlitz unter dem lautem Freudenruf: „Bertha, Bertha, ich komme.“ Wie damals von Hohenstaufens Warte, so lächelte ihm ihr holdes Bild nach schweren Kämpfen jetzt aus Himmelshöhen hernieder.

Das Staufenschloß verschwand spurlos, wie der alte Graf einst gerufen und der Himmel es hörte.

(Nimmerhin möchten wir jedoch die Vermuthung aufstellen, daß das gänzliche Verlorengehen jeder Spur durch eine Verwirrung in den Bergnamen herbeigeführt wurde und die wirkliche Schloßstätte Staufens deshalb auf dem heute sogenannten „kleinen Reckberg“ oder „kleinen Staufen“ (Staufelein, Stoffeln) zu finden sein dürfte, einer schlanen Berghöhe, welche die Fortsetzung des großen Staufengraths bildet und bis heute unzweifelbaste Wahrzeichen bewahrt hat, woran der sinnende Wanderer erkennen kann, daß eine mächtige Ritterburg einst hier gestanden hat).

